

B I L D U N G S C H W E I Z

ZEITSCHRIFT DES LCH

19/2002

«Es kann jedem passieren»

- Sexuelle Übergriffe – Lehrer unter Verdacht

LCH-Studien: Die Forderungen

- Löhne erhöhen, Belastung reduzieren
- Zeit und Geld für Schulentwicklung
- Private Arbeitsplatzkosten abgelten



Guten Schultag!

Imke, unsere Bekannte aus Norddeutschland, klingt gestresst am Telefon. Vor 14 Tagen erst zog die junge Chemikerin in die Schweiz, jetzt ist in ihrer Wohnung schon der Boiler kaputt. Wo, bitte, findet sie hier einen Klempner? Ich erkläre ihr, dass sie hierzulande keinen Klempner suchen sollte, sondern einen Sanitärinstallateur. Nächstes Telefon, zwei Tage später: Es hat geklappt, heisses Wasser fliesst wieder. Aber der Besuch des alarmierten Handwerkers muss einermassen gespenstisch verlaufen sein, denn der Mann sprach kein Hochdeutsch oder jedenfalls nichts, was für Imke als Hochdeutsch erkennbar gewesen wäre. Nur mit Hilfe eines dolmetschenden Nachbarn sei die Verständigung möglich geworden.

Wir lachten gemeinsam über diesen Vorfall. Eine Geschichte zum Nachdenken wurde er für mich erst, als ich in der Zeitung las, im Kanton Zürich komme es zur Volksabstimmung über die Finanzierung von Integrationskursen für ausländische Jugendliche. Eine Vereinigung von Steuerzahlern, welche einer bestimmten Partei nahesteht, habe dagegen das Referendum ergriffen.

Vielleicht gehört der Handwerker, der Imkes Boiler reparierte, zu den Leuten, die den Integrationskredit bekämpfen. Schliesslich ist Integration etwas zum Wohl der Ausländer, und denen soll's bei uns nicht zu wohl werden, findet der Mann. Natürlich fällt ihm nicht ein, dass er auf seine Weise ebenfalls Integrationshilfe nötig hätte (denn wer die Amtssprache nicht beherrscht, ist nicht integriert). Sein Sohn erhält Logopädiestunden, das ist ihm sowieso peinlich, und dass dieser Sohn dank der Therapie eine Regelklasse besuchen kann, würde er nie mit Integration in Verbindung bringen. Und seine gestresste Kundin? Die ist ja auch nur dank einer privaten Integrationsmassnahme auf ihn, den Sanitärinstallateur, gestossen, sonst würde sie heute noch einen Klempner suchen.

Integration oder Separation? Auch in der Begabtenförderung stellt sich die Frage. Vor kurzem gab es noch kaum Zweifel, dass nur frühe Absonderung den kleinen Genies zum Durchbruch verhelfe. Heute wächst die Ansicht, mit Hilfe einer auf Begabungsförderung sensibilisierten Lehrperson könnten sich spezielle Fähigkeiten im vertrauten Umfeld einer Regelklasse mindestens ebenso gut entwickeln (Bericht Seite 18).

Integration und Begabungsförderung sind gesellschaftliche Aufgaben, für die die Schule genügend Zeit, Personal und Geld braucht. Das ist eine «Selbstverständlichkeit», um die der LCH und seine Sektionen immer wieder kämpfen müssen. Im Bericht von der LCH-Präsidentenkonferenz (Seite 6) ist unter anderem davon die Rede.

Heinz Weber

Inhalt

Aktuell

- 5 Kundgebung gegen Berner Sparpläne
- 5 Nachrichten

Aus dem LCH

- 6 LCH-Präsidentenkonferenz: Ein gewerkschaftliches Kraftpaket
- 10 Kosten des privaten Arbeitsplatzes geltend machen

Objets trouvés

- 11 «Burnout» ist auch ein französisches Wort

Reportage

- 12 «Es kann jedem passieren» – Lehrer unter Verdacht

Begabungsförderung

- 18 Begabt sind viele, gefördert werden müssen alle
- 21 «Hochbegabung ist die normalste Sache der Welt» – Interview mit Margrit Stamm

Pestalozzipreis

- 26 Risch ZG: Kleine Gemeinde, grosses Engagement

Bildungsnetz

- 33 Perlen aus der Schulstube

Magazin/Rubriken

- 30 Charta für nachhaltige Bildung
- 31 Termine, Hinweise
- 35 Bildungsforschung
- 37 Leserbriefe, Impressum
- 39 Vorschau

Rufnummer

- 39 Heisse Astern

Titelbild: Erwünschte oder unerwünschte Nähe?
Foto: Peter Larson

Recht auf Bildung

Unterfordert

Kindern und Jugendlichen von Asylsuchenden in Durchgangszentren wird an verschiedenen Orten der deutschen Schweiz der Schulbesuch verweigert. An einer gemeinsamen Medienkonferenz haben das Projekt Interkulturelle Bildung des vpod, das Centre de Contact Suisses-Immigrés (CCSI) und Solidarité sans frontière die Resultate einer Umfrage präsentiert, welche dies bestätigen. Ein vorbildliches Einschulungsmodell kann hingegen der Kanton Genf vorweisen.

In Solothurn und Bern haben fremdenpolizeiliche Behörden ausdrücklich das Recht, von den Schulbehörden eine Liste der ausländischen Kinder, welche die Schule besuchen, zu verlangen. Dies obwohl 1991 die schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) in den «Empfehlungen zur Schulung der fremdsprachigen Kinder» betont hatte, es seien «alle in der Schweiz lebenden fremdsprachigen Kinder in die öffentlichen Schulen zu integrieren».

So erhielt die Geschäftsführerin von Solidarité sans frontière, Anni Lanz, in Aarwangen die Auskunft, dass rund ein Dutzend Kinder im schulpflichtigen Alter im Zentrum die Schule nicht besuchen können. Sie langweilen sich, lernen in den wenigen Deutschstunden die Sprache nur ungenügend und hätten auch keine Möglichkeit, Sport zu treiben, wie einige der betroffenen Jugendlichen erklärten.

Im Namen der drei Organisationen forderte vpod-Sekretär Urs Loppacher, die Einschulung solle in allen Kantonen nach dem Vorbild von Genf erfolgen. Ausserdem sollen Bund und Kantone Ombudsstellen einrichten.

B.S.

Kundgebung gegen Berner Sparpläne

Die angekündigten Sparmassnahmen der Berner Kantonsregierung betreffen auch das Bildungswesen stark. Kürzungen sind unter anderem in der Weiterbildung vorgesehen.



Foto: LEBE

Berner Lehrpersonen auf dem Protestmarsch.

Über 20 000 Personen haben am Freitag, 1. November, auf dem Bundesplatz in Bern ihr «Veto» gegen die Sparpläne der Berner Kantonsregierung eingelegt. Die Kundgebung wurde von Gewerkschaften und Berufsverbänden getragen. Sie richtete sich gegen die strategische Aufgabenüberprüfung (SAR), in welcher der Regierungsrat rund 400 Massnahmen zur Haushaltentlastung vorschlägt. Besonders stark betroffen sind das Gesundheits-, das Sozial- und das Bildungswesen. Unter anderem sind Kürzungen in der Lehrerweiterbildung vorgesehen.

Die Mehrheit des Grossen Rates wolle Schulden abbauen, doch mit dem Abbau im Bildungswesen häufe sie lediglich Schuldenberge von morgen an, kritisierte Jean Christophe Schwaab von der Studentinnen- und Studentenschaft der Universität Bern. Die Einsparungen sollen in den kommenden Jahren rund 570 Stellen kosten. Unter dem Motto «Veto – gegen die Demontage des Service public» brachten Vertreterinnen und Vertreter des Service public ihre Sorge zum Ausdruck, dass die Qualität in vielen Bereichen nicht mehr gewährleistet sei und der Kanton als Arbeitgeber mehr und mehr an Attraktivität verliere.

B.S.

Im Tessin wird Englisch Pflicht

Italienisch, Französisch, Deutsch, Englisch: In dieser Reihenfolge werden die Tessiner Schülerinnen und Schüler künftig Sprachen lernen. Der Regierungsrat hat eine entsprechende Schulreform des Erziehungsdepartementes gutgeheissen.

Das Französische bleibt an den Tessiner Schulen erste Fremdsprache. Es wird wie bisher bereits ab dem dritten Schuljahr gelernt und bleibt vier Jahre lang obligatorisch, danach Wahlfach. Mit dem siebten Schuljahr setzt der ebenfalls obligatorische Deutschunterricht ein. Englisch wird neu Pflichtfach.

Damit die Reform nicht zu einer Überlastung der Schüler führt, werden nicht mehr als zwei Fremdsprachen nebeneinander obligatorisch unterrichtet.

sda.

Liberalisierung

EDK besorgt

Die Erziehungsdirektorenkonferenz (EDK) kritisierte an ihrer Jahresversammlung vom 7./8. November in Genf, dass die Schweiz im Rahmen der GATS-Verhandlungen offensichtlich bereits Verpflichtungen eingegangen ist.

LCH-Zentralpräsident Beat W. Zemp hatte bereits vor rund einem Jahr auf die Brisanz dieser Verhandlungen hingewiesen (BILDUNG SCHWEIZ 19/2001). Darin geht es um Globalisierung und Liberalisierung traditionell staatlicher Dienstleistungen, unter anderem des Bildungssektors.

Die politisch Verantwortlichen, Kantone und zuständige Bundesämter, seien bisher nicht in den Verhandlungsprozess einbezogen worden, kritisiert die EDK in einer Pressemitteilung. Besorgnis äussert sie insbesondere darüber, dass die Schweiz anscheinend weiterreichende Verpflichtungen als andere Staaten eingegangen sei. Die bisher von den federführenden Bundesinstanzen gelieferten Informationen ermöglichten den Bildungsverantwortlichen keine Beurteilung der Tragweite der bereits gemachten Zugeständnisse.

Die EDK verlangt vom Bundesamt für Bildung und Wissenschaft eine Detailanalyse über die bisherigen Verhandlungsergebnisse.

Ausserdem fordert die EDK, dass Bund und Kantone in einem Masterplan festlegen, welche Ziele sie in den gemeinsam verantworteten und finanzierten Bildungsbereichen (Berufsbildung, Hochschulen, Forschung) bis 2008 erreichen wollen und wie deren Umsetzung und Finanzierung zu handhaben seien. Sie äussert ihre Besorgnis hinsichtlich der Kostenverschiebung zu Lasten der Kantone.

B.S.

Ein gewerkschaftliches Kraftpaket

Die Erhebungen des LCH zur Arbeitszufriedenheit und zu den privaten Arbeitsplatzkosten der Lehrpersonen waren Schwerpunkt der LCH-Präsidentenkonferenz vom 26./27. Oktober in Abtwil bei St. Gallen. Die Kantonalsektionen sind froh um dieses Grundlagenmaterial. An einer LCH-Medienkonferenz zeigte auch EDK-Generalsekretär Hans Ambühl Interesse an den Daten.

«Es gibt keine einfache Formel; die Situation ist komplex», machte Sozialforscher Charles Landert gleich zu Beginn seiner Ausführungen klar. Vor den rund 70 Vertreterinnen und Vertretern der LCH-Sektionen und Mitgliedsorganisationen resümierte Landert die Ergebnisse der vor einem Jahr durchgeführten Erhebung über die Arbeitszufriedenheit der Lehrerinnen und Lehrer in der Deutschschweiz (Bericht BILDUNG SCHWEIZ 10/02, nähere Angaben auf der Homepage www.lch.ch) und präsentierte die daraus abgeleiteten Empfehlungen.

Allgemein sei die Berufszufriedenheit der Lehrpersonen gut, in einigen heiklen Punkten jedoch sei sie sehr schlecht, legte Landert dar. So stünden gerade jene Arbeitsbereiche, welche bei den Lehrpersonen Berufszufriedenheit «produzieren» – nämlich die pädagogische Tätigkeit und die Gestaltungsfreiheit – gegenwärtig stark unter Druck (vgl. Bericht Seite 8): «Der Eindruck entsteht, dass Lehrpersonen immer mehr aus ihrem Kerngebiet herausgedrängt werden und Dinge tun müssen, für die sie nicht ausgebildet wurden.»

Berufsauftrag realistisch formulieren
Daraus resultiert für Landert als wichtigstes Postulat eine «Formulierung des Berufsauftrages – basierend auf realistischen Annahmen der Rahmenbedingungen von Unterricht und schulischer Erziehung». Adressaten dieser Forderung sind die Bildungsdirektionen, die EDK, Schulgemeinden und Schulen.

Weitere wichtige Forderungen sind für ihn: Überdenken des Volksschulbereiches im Bezug auf Aufstiegsmöglichkeiten, Job-Enlargement und Job-Enrichment – Schaffung zusätzlicher Auf- und Umstiegsmöglichkeiten. Schliesslich brauche es eine professionelle Personalbetreuung und -entwicklung in den Kantonen und Gemeinden sowie eine auf den Kapazitäten basierende Steuerung der schulischen Reformprozesse: «Der in den Daten anklingende Reformüberdruß soll einem bewussten und beständigen Engagement für sinnvolle Reformen Platz machen.»

Gegen die «innere Kündigung»

LCH-Zentralpräsident Beat W. Zemp zeigte in der Folge auf, an welchen Stellen sich entscheidet, ob Lehrpersonen ihrer Aufgabe mit Engagement und

Freude nachgehen oder ob sie nach Möglichkeit die «Branche» wechseln und – falls dies misslingt – die «innere Kündigung» vollziehen.

Zemp zeigte zur Verdeutlichung ein grafisches Modell mit den drei Determinanten «Team», «Status» und «Berufsaufgabe».

«Die Erfahrung zeigt, dass mindestens zwei dieser drei Determinanten bei der persönlichen Bilanz einen positiven Saldo ergeben müssen, damit jemand im Beruf verbleibt, beziehungsweise eine positive Erwartungshaltung erzeugen müssen, damit jemand in den Beruf einsteigt», erklärte Zemp. Stimmen zum Beispiel Lohn und Berufsaufgabe, so bleibt man dabei, auch wenn es Spannungen im Team gibt. Und wo das Team gut ist und die Aufgabe erfüllend, da wird man einen weniger guten Lohn in Kauf nehmen.

Was die Schule betrifft, so ortet der LCH-Zentralpräsident Handlungsbedarf in allen drei Bereichen. Wichtigste Punkte:

- Die Anstellungsbedingungen der Lehrerinnen und Lehrer müssen verbessert werden. Es darf in Zukunft nicht mehr vorkommen, dass nicht einmal



Foto: Doris Fischer

Die LCH-Geschäftsleitung an der Präsidentenkonferenz in Abtwil SG. Am Mikrofon: Beat W. Zemp.

die Kaufkraft der Löhne erhalten bleibt.

- Beim Unterrichten müssen sich die Lehrpersonen auf die eigentliche Kernaufgabe konzentrieren können. Die Schule muss sich gegenüber einer Flut von neuen Erziehungsaufgaben abgrenzen. Die berufliche Gestaltungsfreiheit muss erhalten bleiben.
- Die Zusammenarbeit in den Schulkollegien muss institutionalisiert werden. Die Schulen brauchen für die nötige Entwicklungsarbeit nicht nur viel Autonomie, sondern auch die nötigen Mittel.

Der LCH wird im kommenden Frühjahr eine Fachtagung durchführen, um der Frage nachzugehen, was der Begriff «Kerngeschäft» für den Lehrberuf bedeutet.

Personalbetreuung dringlich

Gehört der «Räbeliechtliumzug» mit lokaler Tradition zum Kerngeschäft? Oder sollen (und können) sich Lehrerinnen und Lehrer von solchen und ähnlichen Projekten und Exkursionen abgrenzen? Bei der Diskussion der LCH-Studien in verschiedenen Workshops wurden die Teilnehmenden rasch konkret. Klar kam zum Ausdruck, dass Lehrpersonen sich gegen eine Anhäufung von pädagogischen «Randerscheinungen» wehren und notfalls gemeinsame Aktionen zur Entschlackung des Pflichtenhefts unternehmen müssen.

Karriere-Chancen oder gar die Möglichkeit einer minutiösen Karriereplanung, wie es sie in der Wirtschaft gibt, werden nicht von allen Lehrpersonen in gleichem Mass vermisst. Schliesslich gebe es durchaus die Möglichkeiten, sich zu verändern oder in bestimmten Bereichen fortzubilden. Dringlich hingegen erscheint die Einführung einer professionellen Personalbetreuung. Diese müsste unter anderem auch in der Lage sein, «Strategien gegen Burnout» anzubieten. Dass immer wieder Lehrkräfte wegen emotionaler Erschöpfung ausfallen, sei ein «Luxus», den sich die Schulbehörden je länger je weniger leisten könnten.

Allerdings, so gab der Luzerner Verbandssekretär Pius Egli zu bedenken, sei hier auch ein Sinneswandel bei den Pädagogen nötig: «Bis jetzt waren Lehrpersonen nicht gewohnt, geführt zu werden. Es braucht mindestens eine Generation, bis sich das neue Bewusstsein durchsetzt.»

Einen Wandel der eigenen Einstellung erfordert auch die Steuerung von Re-



Die Determinanten der Berufs-Attraktivität: Mindestens zwei von drei Bereichen müssen stimmen, damit jemand motiviert im Beruf verbleibt.

formprozessen (ein Hauptkritikpunkt in der Erhebung). Die Lehrerschaft müsse sich als Mitträger anbieten, dafür aber auch ein Vetorecht einfordern, wurde postuliert. «Lehrerinnen und Lehrer müssen sich bewusst werden, dass sie auch einen politischen Auftrag haben, und der Bevölkerung kommunizieren, was sie tun.»

Insgesamt zeigten sich die Vertreterinnen und Vertreter der Sektionen und Stufenorganisationen sehr befriedigt über die im Lauf des vergangenen Jahres geleistete gewerkschaftliche Grundlagenarbeit. Die LCH-Erhebungen seien eine wertvolle Argumentationshilfe.

«Das Ziel wird verfehlt»

Gut eine Woche nach der Präsidentenkonferenz von Abtwil, am 4. November, lud der LCH in Zürich zu einer Medienorientierung über die Berufszufriedenheits-Studie ein. Dabei setzte insbesondere Zentralsekretär Urs Schildknecht zusätzliche kritische Akzente: «Der vorliegende Befund ist bedenklich», sagte Schildknecht: «Das Ziel der Bildungspolitik und -verwaltung, mit hoch professionellen und erfahrenen, hoch zufriedenen, hoch motivierten und engagierten Lehrpersonen eine leistungsfähige und innovative öffentliche Schule zu sichern, wird offensichtlich je

länger desto mehr verfehlt.» Durch die Zahl und die Widersprüchlichkeit der Anforderungen an die Schule werde die an sich hohe Motivation der Lehrpersonen zur Arbeit mit Kindern und Jugendlichen ständig torpediert.

An der Medienkonferenz nahm auch EDK-Generalsekretär Hans Ambühl teil. Er würdigte die Grundlagenarbeit des LCH und erklärte, die Ergebnisse samt Empfehlungen würden in die Arbeit der «Task-Force Lehrberufstand» einfließen. In dieser Gruppe sind auch die Dachverbände LCH und SER vertreten.

Insbesondere, so Ambühl, sei der Hinweis ernst zu nehmen, dass die Öffentlichkeit zu viele Aufgaben an die Schule delegiere, «nur weil es dafür wirklich oder vermeintlich keine anderen gesellschaftlichen Strukturen mit entsprechender Verbindlichkeit mehr gibt.»

Die Stärkung des Berufsstandes der Lehrenden sei im Tätigkeitsprogramm der Erziehungsdirektoren-Konferenz ein Schwerpunkt mit höchster Priorität, betonte Ambühl. Die EDK sei bereits in den Bereichen Ausbildung, Berufsbild und Rekrutierung tätig geworden. Auf die konkreten Arbeits- und Anstellungsbedingungen habe sie freilich keinen Einfluss, denn diese würden auch in Zukunft «zum Handlungsfeld der Kantone gehören».

Heinz Weber

Alles wird wichtiger im Lehrberuf

Aus den Unterlagen zur Medienkonferenz über die LCH-Berufszufriedenheits-Studie von Sozialforscher Charles Landert.

Im Jahr 2001 hätten 71% der Lehrpersonen ihren Beruf erneut gewählt, wären sie nochmals vor der Berufswahl gestanden (1990: 75%). 29% (25%) gaben dem gegenüber an, sie würden heute anders entscheiden. Der Wert von 4% zusätzlichen «Abwähler(inne)n» ist eher schönfärbend, da sich die Struktur der Lehrpopulation zwischen 1990 und 2001 deutlich zugunsten von Lehrerinnen und Teilzeit Arbeitenden und damit tendenziell zufriedeneren Lehrpersonen verschoben hat.

Den Lehrerberuf weniger häufig wieder wählen würden Oberstufenlehrpersonen, Lehrpersonen mit Dienstalter 21 Jahre und mehr sowie Lehrerinnen und Lehrer mit vollem Pensum (d.h. mit über 90% einer vollen Stelle).

Als Gründe für die Wiederwahl des Lehrerberufs werden fast ausschliesslich die pädagogische Tätigkeit, die damit verbundenen Gestaltungsräume und die Abwechslung genannt. Als Gründe der Abwahl erscheinen zuoberst Stress, fehlende Aufstiegsmöglichkeiten, Anerkennung und Akzeptanz, schwierige Schülerinnen und Schüler sowie Belastung durch administrative Arbeiten.

Abgrenzung kaum praktikabel

Die Ergebnisse zeigen zum einen, dass es in der Schule nicht leicht zu sein scheint, den verschiedenen beruflichen Aspekten unterschiedliche Wichtigkeit zuzumessen und so Arbeitsanfall und Kapazität in Einklang zu bringen. Letztlich ist alles wichtig, mehr noch – dies zeigt der Vergleich von 1990/2001: alles wird wichtiger. Das pädagogische Pflichtbewusstsein der Lehrpersonen verbietet ein Nachlassen des Engagements in Unterricht und Erziehung. Gleichzeitig sehen sie sich aber von der Bildungspolitik, den Behörden, den

Lehrpersonen sehen kaum Möglichkeiten zur Kompensation der sozialen und materiellen Einbussen der letzten Jahre, vor allem bei Prestige, Besoldung und Arbeitszeit.

Eltern, der Wirtschaft und der Forschung mit neuen Erwartungen konfrontiert. Abgrenzungen sind deshalb nicht nur subjektiv schwierig, sondern faktisch auch kaum praktikabel.

Zweitens weisen Lehrerinnen und Lehrer eine recht gute Berufszufriedenheit aus. Dieses Ergebnis wird aber relativiert durch teilweise sehr schlechte Ergebnisse in Teilaspekten des Berufs, so etwa in Bezug auf die sozialen Bedingungen der Schülerinnen und Schüler.

Diesen Aspekten ist gemeinsam, dass sie von den Lehrpersonen nur schwer nachhaltig zu beeinflussen sind. Überdies hat hier die Zufriedenheit in den letzten elf Jahren abgenommen. Somit ist innerhalb dieser Periode der Anteil wenig zufriedener oder unzufriedener Lehrerinnen und Lehrer angestiegen.

Die Gegenüberstellung von Berufszufriedenheit fördernden und hemmenden Faktoren weist, drittens, auf ein Risiko bei der Entstehung von Berufsunzufriedenheit hin. Die Bereiche, die Berufszufriedenheit besonders ausgeprägt produzieren, stehen auch am meisten unter Druck beziehungsweise sehen sich schwierigen Rahmenbedingungen gegenüber.

Schliesslich sehen Lehrpersonen kaum Möglichkeiten wie etwa mehr Aufstiegchancen oder eine individuelle inhaltliche Ausdehnung und Bereicherung des Arbeitsfeldes (job enrichment, job enlargement) als Kompensation der sozialen und materiellen Einbussen der letz-

ten Jahre (v.a. bei Prestige, Besoldung, Arbeitszeit). Auf dem Hintergrund dieser Zusammenhänge ist nachvollziehbar, dass die Haltung vieler Lehrpersonen gegenüber Reformen nicht nur ambivalent ausfällt – wie meist auch ausserhalb der Schule – sondern bisweilen deutlich unzufrieden.

Hohe Motivation und Einsatzbereitschaft stellen eine wichtige Voraussetzung dar, über längere Zeit im Lehrerberuf tätig zu sein. Fehlen sie, kann dies der Ausgangspunkt von abnehmender Leistung und Konflikten sein – mit Schülerinnen und Schülern, im Kollegium, mit Behörden und Eltern.

Schule schafft es nicht allein

Eine grosse Sorge der Lehrpersonen ist es, dass die Öffentlichkeit zu viel auf die Schule abschiebt, ohne ihr dazu ausreichend Mittel zur Verfügung zu stellen. Die damit verbundene Preisgabe von Bildungspotenzial, das unsere Gesellschaft zu fördern nötig hätte, gerät erst langsam, etwa unter dem Eindruck der PISA-Untersuchung, ins Bewusstsein.

Dass Schule und Lehrpersonen die ökonomisch, sozial und kulturell bedingten, im Schülerverhalten manifesten Herausforderungen nicht allein bewältigen können, ist offenkundig. Aus diesem Grund werden sich Verbesserungsmaßnahmen nicht auf das Arbeitsfeld der Lehrpersonen beschränken können, sondern müssen in einem grösseren Zusammenhang geplant werden.

Dank an den KLV

Die LCH-Präsidentenkonferenz war zu Gast beim KLV St. Gallen. Die Ostschweizer, welche 2001 als letzter deutschschweizerischer Kantonalverband zum LCH gestossen waren, boten im Hotel «Säntispark», Abtwil, eine ausgezeichnete Infrastruktur und Organi-

sation, wofür sie von den Versammelten Dank und Applaus erhielten. Dass der Kanton St. Gallen im interkantonalen PISA-Vergleich Bestnoten erzielte, vermerkte in seinem Grusswort der kantonale Erziehungsdirektor und EDK-Präsident Hans Ulrich Stöckling mit Stolz. Und er vergass nicht zu erwähnen, dass daran die St. Galler Lehrerschaft – die

KLV-Mitglieder also – entscheidenden Anteil hat.

Im kommenden Jahr, am 25./26. Oktober 2003, wird der Verband des Kantons Basel-Landschaft die LCH-Präsidentenkonferenz empfangen. hw.

Kosten des Arbeitsplatzes geltend machen

Der LCH wird in Verhandlungen mit der Eidgenössischen Steuerverwaltung den erfolgversprechenden Weg ausfindig machen.

«Die geringe Reaktion in den Medien auf die Studie zeigt: die Arbeitsbedingungen der Lehrerschaft sind keine res publica», führte Zentralsekretär Urs Schildknecht vor der Präsidentenkonferenz in Abtwil aus. Ende September hatte der LCH die Ergebnisse seiner Erhebung über die privaten Arbeitsplatzkosten von Lehrerinnen und Lehrern veröffentlicht (Bericht BILDUNG SCHWEIZ 16/02).

Die Ergebnisse der Studie in Kürze:

94% der Deutschschweizer Lehrerinnen und Lehrer haben im Zusammenhang mit ihrer beruflichen Tätigkeit zu Hause einen Arbeitsplatz eingerichtet.

Die privat getragenen Kosten für Arbeitsplatz und weitere Leistungen im Zusammenhang mit dem Berufsauftrag betragen im Durchschnitt pro Lehrperson und Jahr zwischen 4200 und 6400 Franken. Das entspricht 4–5% des Salärs.

Hochgerechnet ergeben sich so allein für die gesamte Schweiz 600 Millionen Franken pro Jahr, welche die Lehrpersonen dem Staat «schenken». Nach Gesetz ist der Arbeitgeber verpflichtet, den Arbeitnehmer mit dem benötigten Gerät für die Erfüllung seines Auftrages auszurüsten.

Die Chancen, diese Kosten von den öffentlichen Arbeitgebern einzufordern, wurden an der Präsidentenkonferenz unterschiedlich eingeschätzt. Einig war man sich im Urteil, dass diese durch verbandsunabhängige Auswertung (Institut Landert Farago Davatz & Partner) belegten Zahlen die Position der Lehrerschaft in den Verhandlungen über Lohn und Arbeitsbedingungen stärken.

Die LCH-Geschäftsleitung dürfte aufgrund der Diskussionen von Abtwil zunächst den Kontakt zur eidgenössischen

Steuerverwaltung suchen, um einen gangbaren Weg zum Ausgleich dieser Belastung zu finden. Je nach Ergebnis wird es anschliessend an den Kantonssektionen des LCH liegen, mit den jeweiligen Arbeitgebern zu verhandeln. Gewerkschaftliche Massnahmen, mit denen mehr Druck ausgeübt werden könnte, sol-

len erst nach dieser ersten Runde ins Auge gefasst werden. Ideen dafür sind aber durchaus vorhanden: So könnte in Musterprozessen versucht werden, den entsprechenden Artikel 327 des Obligationenrechts durchzusetzen. Letzte Konsequenz wäre, dass Lehrkräfte sich weigern die betreffenden Arbeiten wei-

terhin im eigenen Heim durchzuführen.

Das zurückhaltende Medien-echo auf die LCH-Zahlen zeigt, dass das Problem im Bewusstsein der Öffentlichkeit schlicht noch nicht existiert. Gleichzeitig mit den Verhandlungen wird deshalb weitere Aufklärungsarbeit nötig sein.

hw.



ANSTATT INNES KOSTENLICHEN ARBEITSPLATZES
ZUHAUSE, RICHTER SICH RAUO K. LILBER
HÄUSLICH AN ARBEITSPLATZ EN.

«Burn-out» ist auch ein französisches Wort

Wie sich das angekratzte Berufsbild auf den pädagogischen Nachwuchs der Westschweiz auswirkt, beschreibt Käthi Kaufmann-Eggler in der zweiten Ausgabe ihrer Romandie-Kolumne.

«Genug lamentiert...» –
Marie-Claire Tabin, Präsidentin
des Dachverbandes der
Westschweizer Lehrkräfte.



Foto: Marc Renaud

Stress und Burn-out, die englischen und damit universellen Begriffe bleiben – wenigstens dem Wortlaut nach – in der Westschweiz genau gleich.

Käthi Kaufmann-Eggler

«Es ist nicht etwa der fünfzigjährige Klassenlehrer unserer Tochter Camille in der Sekundarschule, bei dem man das Gefühl hat, er sei niedergeschlagen. Es ist der viel jüngere Primarlehrer unseres Sohnes Yves, der immer wieder mal krankheitshalber zu Hause bleibt, der auch im persönlichen Gespräch deprimiert erscheint», erklärt Catherine Crétier, eine engagierte Mutter und Teilzeit-Übersetzerin. Und sie fügt an, heutzutage sei es schon fast à la mode, deprimiert zu sein. Auch in ihrem Büro ohne jede Überforderung gebe es immer wieder junge Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, für die das Leben keineswegs nur rosig sei.

Catherine Crétier sieht darin ein Zeichen der Zeit, Folge einer Nach-68er-Erziehung, die den jungen Menschen alle Hindernisse aus dem Weg räumte. Und nun werfen sie bei kleinen Problemen bereits das Handtuch.

Was für Catherine Crétier eine Zeitercheinung und keineswegs auf pädagogische Berufe beschränkt ist, bedeutet für die Präsidentin des Westschweizer LehrerInnen-Verbandes (Syndicat des enseignant(e)s romand(e)s, SER), Marie-Claire Tabin, ein ernst zu nehmendes Problem, für das es unbedingt Lösungen zu suchen gilt. Einige Lösungsansätze hat sie in Zusammenarbeit mit der Westschweizer Erziehungsdirektoren-

konferenz und ihren Kolleginnen und Kollegen im SER-Vorstand bereits gefunden und in ausführlichen Dossiers festgehalten. Sie engagiert sich (wie der LCH) auch in der gesamtschweizerischen «Task-Force Lehrberufsstand».

Bumerang-Effekt

«In den Medien wurde nun genug lamentiert. Inzwischen weiss die interessierte Öffentlichkeit, wie sehr die Lehrpersonen von allen Seiten unter Druck sind, wie die administrativen Arbeiten zugenommen haben, wie die dauernden Neuerungen belasten und wie endlos so ein Lehrerinnen und Lehrerarbeitstag sein kann», davon ist Marie-Claire Tabin überzeugt. Es wurde auch in der welschen Presse ausgiebig über den Mangel an Disziplin und die Gewalt an den Schulen diskutiert.

So viel Sensibilisierung für die Schule findet sie zwar gut, aber der Ruf des Volkes nach strengeren Lehrern, nach genaueren Lehrplänen, nach fundierterem Unterricht folge sofort. Nicht nur die UDC – die SVP ennet der Sprachgrenze – wolle auf sämtliche Reformen verzichten, die Selektion wieder einführen. Richtig reaktionär findet sie das und bittet ihre Kolleginnen und Kollegen inständig, mit dem Gejammer aufzuhören «Wir sind keine Märtyrer! Viel gescheiter ist es, unseren Beruf zu analysieren und unsere Rolle in der Öffentlichkeit auszuwerten. Nur mit einem besseren Berufsbild lassen sich wieder mehr junge Leute auf eine pädagogische Ausbildung ein.»

Im Kanton Genf begannen mehr als 30 von 180 Absolventen der Pädagogi-

schen Hochschule schon gar nicht erst zu unterrichten. Folglich gibt es nun verschiedene Genfer Schulen mit Lehrpersonen mit einem beliebigen Hochschulabschluss, denen nebenbei pädagogische Kenntnisse vermittelt werden. Man stelle sich umgekehrt vor, dass ein Lehrer mit guten Kenntnissen im Basteln und Zeichnen nach dem Abschluss der Pädagogischen Hochschule in einem Architekturbüro angestellt würde; mit berufsbegleitenden Architekturkursen...

Im Kanton Neuenburg traten im August 180 Interessenten in die Pädagogische Hochschule ein, so viele wie schon lange nicht mehr. Der Präsident der Neuenburger Lehrerinnen und Lehrer fragt sich, ob das vielleicht an der abgeschafften Aufnahmeprüfung liege.

Und der Präsident des Waadtländer Lehrervereins Jacques Daniélou sieht wegen der grossen «féminisation» der Primarschule Probleme auf sich zukommen: «Bei dem hohen Frauenanteil wird es viel mehr Teilzeitstellen geben.» Zudem fehlt es an Lehrpersonen auf der Sekundarstufe unter anderem für den Deutschunterricht.

«Travail en équipe» als Chance

Jean-Claude Savoy, der Präsident des Walliser Lehrervereins, erkennt eine Chance in der Zusammenarbeit aller Lehrpersonen eines Schulhauses, um mit etwas längerem Atem all die Herausforderungen zu meistern. Allerdings werde dadurch die Zeit für die eigene Familie noch knapper.

«Travail en équipe» ist auch das Zauberwort von Marie-Claire Tabin – gemeinsames Unterrichten, die Schüler zeitweise in verschiedene Klassen verteilen, um damit den einzelnen Lehrerinnen mehr Freiraum zu geben ohne Mehrkosten. Das, so denkt sie, könnte eine Lösung sein, nicht nur den Berufsstand zu verbessern, sondern auch die öffentliche Hand zufriedener zu stellen.

Übrigens, Camille, die Tochter jener eingangs erwähnten Catherine Crétier, überlegt sich, ob sie nicht doch eines Tages «maitresse d'école» werden soll. Ihr gegenwärtiger Lehrer ist jener immer noch begeisterungsfähige Fünfzigjährige...

«Es kann jedem Lehrer passieren»

Albert Ebnetter und Jürg Germann erlebten den Albtraum eines jeden Lehrers: Die beiden Rheintaler wurden zu Unrecht beschuldigt, sich im Skilager an Mädchen vergriffen zu haben.



Fotos: Peter Larson

Die Falle: Im Grenzbereich zwischen erwünschter und unerlaubter Nähe lauern Gefahren für Lehrpersonen.

Tanzabend im Skilager 2001 der Sekundarschule Rebstein-Marbach der Klassen 2a und 2b in Sedrun, Lagerhaus Tgesa Strem: Die Schüler und Schülerinnen tanzen den Besentanz. Ein Tanzspiel, bei dem die Mädchen einen Besen und die Buben ein Kissen weitergeben. Sobald die Musik stoppt, muss sich das Paar, das die Sachen in den Händen hält, küssen.

Maya Egert

Lehrer Albert Ebnetter hat Aufsicht. Sein Kollege Jürg Germann löst ihn später zusammen mit einem Hilfsleiter ab. Die Lehrer tanzen zwischendurch mit, küssen aber keine Mädchen. Um 22 Uhr räumen die Schüler auf und gehen ins

Bett. Als Jürg Germann später dem Lärm der Mädchen nachgeht, stieben einige aus fremden Zimmern heraus. Ein Mädchen schlägt beim Zurückrennen ins eigene Zimmer die Türe so kraftvoll zu, dass die Falle auf den Boden fällt. Jürg Germann hebt sie auf, geht ins Zimmer hinein und legt die Falle ins Lavabo. Er fordert die Mädchen auf, den Schaden am nächsten Tag dem Hausbesitzer zu melden.

Albert Ebnetter, Jürg Germann und der Hilfsleiter setzen sich um 23 Uhr auf die Treppe vor den Bubenzimmern, trinken ein Bier und sprechen über die Abrechnung. Eine halbe Stunde später gehen sie ins Bett. Keiner ahnt, dass zur gleichen Zeit ein Schüler die SMS «Bei uns ist die Hölle los» nach Hause schickt, und dass Ebnetter und Germann am

nächsten Tag beschuldigt werden, sich «stockbesoffen an den Mädchen vergriffen zu haben».

«Am nächsten Tag erschrecken Jürg Germann und ich, als der Schulratspräsident und ein zweiter Schulrat am Mittag vor dem Lagerhaus standen. Wir dachten, es sei etwas Schlimmes passiert», sagt Albert Ebnetter eineinhalb Jahre später in seinem Garten, von wo aus man übers Rheintal sehen kann. Die Lehrer täuschen sich: «Der Präsident kam auf uns zu und sagte: Du und du, ihr geht heute heim.» Warum? Das wissen sie noch nicht: «Er sagte etwas von schweren Vorwürfen, und dass er nicht bereit sei, zu diskutieren.»

Sogleich informiert der Schulratspräsident die Schüler über die Heimreise der Lehrer. Ebnetter und Germann packen

Als «grenzenlos ungerecht» und «dilettantisch» bezeichnet der Anwalt, wie die erziehungsrätliche Disziplinarcommission den Fall untersuchte: «Das Wort der Schüler hat alles und das Wort der Lehrer hat nichts gezählt.»

ihre Sachen. Als Marianne Ebnetter ihren Mann und seinen Kollegen am Abend abholt, wissen die Lehrer mittlerweile, worum es geht. Jetzt bricht die Lawine los: Gerüchte über sexuelle Übergriffe, Kriseninterventionsgruppe, schulrätliche Untersuchung, Elternabende, Pressekonferenz. BLICK berichtet vier Tage später von einem «Sexskandal» und titelt «Lehrer griff Schülerin unters T-Shirt».

Der Schulrat schaltet den Erziehungsrat ein. Dieser eröffnet eine Disziplinaruntersuchung, die in der Androhung der Kündigung mündet. Doch: Ebnetter und Germann sind überzeugt, nichts Unrechtes getan zu haben und reichen beim Verwaltungsgericht eine Beschwerde ein, die vor wenigen Wochen gutgeheissen wurde.

Wörtlich steht in der Würdigung: «Zusammenfassend kommt das Verwaltungsgericht zum Schluss, dass den Beschwerdeführern im Zusammenhang mit der Durchführung des Skilagers 2001 in Sedrun keine Dienstpflichtverletzung ... vorgeworfen werden kann.» Der Erziehungsrat kassiert eine Rüge: Die von ihr eingesetzte Disziplinarcommission verletzte das Recht auf Unschuldsvermutung und rechtliches Gehör.

Der Anwalt

«Hexenhammer» ist der Titel des Buches, das Anwalt Werner Ritter demonstrativ auf das Pult in seinem Büro knallt. «Dieser Fall erinnert mich an die Hexenjagden im Mittelalter», sagt er. Schon damals sei es nur darum gegangen, die Hexen möglichst rasch auf den Scheiterhaufen zu bringen und sie dann zu verbrennen: «Heute sind die Lehrer die Hexen und gejagt werden sie von den Behörden und der Öffentlichkeit.»

Als «grenzenlos ungerecht» und «dilettantisch» bezeichnet er, wie die erziehungsrätliche Disziplinarcommission den Fall untersuchte: «Das Wort der Schüler hat alles und das Wort der Lehrer hat nichts gezählt.» Das Urteil des

Verwaltungsgerichtes bestätigt dies, denn erst diese Oberinstanz hörte die Lehrer und Hilfsleiter überhaupt einmal an: «Ebnetter und Germann wurden von Anfang an vorverurteilt. Nicht einmal der Erziehungsdirektor hielt sich an die Unschuldsvermutung. Er sprach schon öffentlich über den Fall, als das Verfahren noch gar nicht abgeschlossen war. Das darf er nicht.» Ritter meint, dass es «dem Erziehungsrat wichtiger war, ein Exempel zu statuieren als sich an elementarste Verfahrensvorschriften zu halten».

Der Regierungsrat

Hans Ulrich Stöckling, Vorsteher des Erziehungsdepartementes des Kantons St. Gallen, will sich bei Ebnetter und Germann nicht entschuldigen. Er blättert im Ordner, liest aus Schüleraufsätzen zum Lager vor und sagt: «Der Schulratspräsident schickte die Lehrer nicht grundlos nach Hause. Es muss etwas vorgefallen sein.» Das Verhalten der Lehrer ist für ihn «verwerflich». Es schade dem ganzen Berufsstand: «Deshalb erachte ich die Androhung der Kündigung nach wie vor für angebracht.»

Stöckling stützt sich auf die Beurteilung der erziehungsrätlichen Disziplinarcommission, zu der neben Markus Romer, Präsidiumsmitglied des Kantonalen Lehrerverbandes (KLV), ein Schulratspräsident und eine Juristin zählten. Dass das Verwaltungsgericht diese Kommission rügte, findet Hans Ulrich Stöckling unverständlich: «Die Kommission machte ihre Sache gut.»

Dass es zu dieser Rüge kam, sei «eine Frage des Massstabes». Da der Erziehungsrat und das Verwaltungsgericht offensichtlich nicht denselben Massstab benutzen, würde der Erziehungschef am liebsten das Disziplinarverfahren abschaffen. Denn: «Wenn an ein Disziplinarverfahren dieselben Ansprüche wie an ein Strafverfahren gestellt werden, wird es sinnlos, noch welche durchzuführen.»

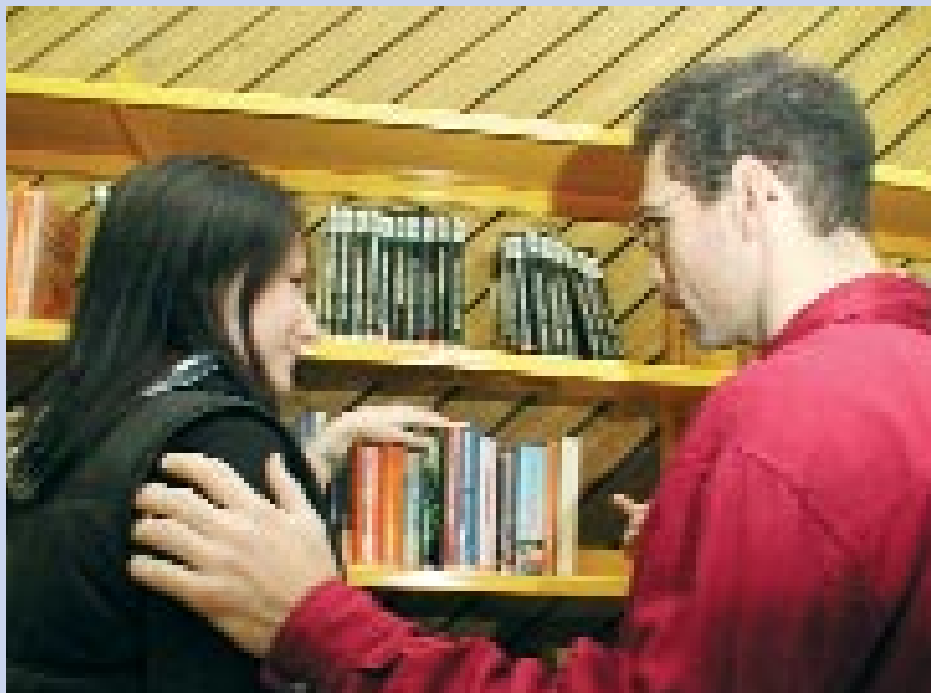
Die Nachricht

Warum ein Schüler die SMS «Bei uns ist die Hölle los» nach Hause schickte und so die ganze Lawine auslöste, erklären sich Albert Ebnetter und Jürg Germann mit einem Spass, den sich eine Skigruppe am Nachmittag vor dem Tanzabend geleistet hatte: In einer Pause schrieb die Gruppe in einem Restaurant jedem der drei im Lager anwesenden Lehrer eine Postkarte mit dem Bild einer nackten Frau und dem vorgedruckten Spruch «Bei uns ist die Hölle los». «Diese sexistischen Karten waren das Thema des Tages», sagt Jürg Germann. «Überhaupt das Thema Sex. Wir fanden später auch Büchlein, in die die Mädchen obszöne Sprüche hineingeschrieben hatten, und am Tanzabend wollten sie wissen, welche der beiden Sängerinnen Britney Spears oder Christina Aguilera mir besser gefällt.»

Ebnetter und Germann vermuten, dass aus dieser sexualisierten Stimmung heraus und dadurch, dass sie mit Mädchen getanzt hatten, das Gerücht entstanden war «Die Lehrer haben vor, auf die Mädchenzimmer zu steigen», das sich zur SMS steigerte.

Die Gewerkschaft

Das Präsidiumsmitglied des sankt-gallischen Lehrerverbandes (KLV), Markus Romer, sass in der Disziplinarcommission. «Aber nicht als Vertreter des Lehrerverbandes, sondern als Lehrer», sagt er und trinkt einen Schluck Bergamotte, das ihn an vergangene Skilager erinnert. Das Dilemma dieses Mandats: Romer stand unter Schweigepflicht und durfte die Gewerkschaft nicht auf Trab bringen. «Der KLV hätte nur reagieren können, wenn er sämtliche Unterlagen wie Korrespondenzen und Fallbeschrieb erhalten hätte.» Von Ebnetter und Germann lag kein schriftlicher Auftrag vor. «Trotzdem», so Romer, «machte sich der KLV Gedanken, wie er hätte eingreifen können. Aber er sah keine Möglichkeit.» Jetzt, nach einer Reihe von ähnlichen Fällen, will der KLV handeln, denn: «Es



«Wer kann schon von sich behaupten, immer richtig zu reagieren...?»

scheint, als ob es System hätte. Plötzlich scheint ein Lager so etwas zu sein, wo ein Lehrer potenziell mit einem Fuss schon im Gefängnis steht.» Der KLV plant, ein Merkblatt zum Thema Lagerleitung zusammenzustellen. Es soll ein Ratgeber werden im Sinne von «Worauf muss man als Lehrer achten, um nicht in Fallen hineinzutreten?». Gerade das «Töplern», so Romer, sei heutzutage eine effiziente Falle, mit der ein Lehrer böswillig «abgeschossen» werden könne.

Der Schulpsychologe

Am Montag nach dem Skilager betreut die Kriseninterventionsgruppe des Kantons St. Gallen die Klassen 2a und 2b. Ihr Ziel ist es, den Unterricht «nach den ausserordentlichen Ereignissen» wieder zu normalisieren. Nachdem sich Schülerinnen mehrmals direkt an Hermann Blöchlinger, Leiter des Schulpsychologischen Dienstes, wenden, ist für ihn klar, dass «es im Skilager eine Angst gab, die Jürg Germann und Albert Ebnetter verschuldet hatten».

Obwohl er für diese Anschuldigung keinen Beweis hat, glaubt er den Schülerinnen und will die beiden Lehrer für die Zeit der Untersuchung suspendieren: «Es war die Betroffenheit der Kinder, die mich nicht zweifeln liess, dass im Skilager etwas vorgefallen sein musste.» Denn: «In solchen Fällen wurde ich noch nie angelogen.» Das Urteil des Verwaltungsgerichtes ist für ihn eine

Ohrfeige für die Schülerinnen: «Es signalisiert, dass man sich als Lehrer alles erlauben kann, solange es nicht strafrechtlich relevant ist.»

Der Schulpräsident

Schulratspräsident Edgar Vetsch würde heute seinen Ohren nicht mehr trauen, wenn er noch einmal hören würde: «Bei uns ist die Hölle los. Die Lehrer vergreifen sich an den Schülerinnen.» In einem Gruppenraum im Oberstufenzentrum in Rebstein nimmt er die Brille ab und reibt sich die Augen: «Ich war wohl zu leichtgläubig und habe einige Eltern zu ernst genommen.» Er erklärt dies damit, dass «man zur gleichen Zeit im Rheintal nach einer Reihe von sexuellen Übergriffen besonders sensibilisiert war».

Als Vetsch ins Lager reist, will er darum verhindern, «dass die Schulgemeinde Rebstein-Marbach auch noch in die Schlagzeilen gerät». Die weinenden Mädchen, die er antrifft, machen ihm den Entscheid leicht, die Lehrer aus dem Lager zu weisen: «Die andere Variante war, das Lager abzubrechen.»

Die beiden Schulräte befragen noch an Ort und Stelle die Mädchen und stellen fest, dass nichts für eine sexuelle Anschuldigung spricht. Als sie dies am nächsten Tag den Eltern mitteilen, merken sie, «dass uns keiner mehr glaubte; die meisten Eltern wollten an nichts anderes als an einen Missbrauch glauben».

Jetzt beginnt es erst recht zu brodeln: Der Schulrat setzt eine Untersuchungskommission ein, obwohl es weder konkrete Tatbestände noch eine Strafanzeige gibt – bloss Gerüchte: «Die Eltern, die mich anriefen, standen nachher nicht mehr zu ihren Anschuldigungen.» Edgar Vetsch fühlt sich im Nachhinein «missbraucht» und will Eltern in Zukunft nur noch dann trauen, «wenn sie schriftlich zu ihren Anschuldigungen und der ihrer Kinder stehen oder Beweise haben». Zudem bleibe die für ihn wichtigste Frage – warum Schülerinnen weinten – unbeantwortet.

Die Lehrer

Albert Ebnetter und Jürg Germann sagen selber, dass sie sich in der einen oder anderen Situation im Lager anders hätten verhalten können. «Doch», so Ebnetter, «das gehört zum Lehreralltag. Wer kann schon von sich behaupten, immer richtig zu reagieren?» Ebnetter und Germann sind überzeugt: «Was uns passierte, kann jedem Lehrer passieren.»

Durch das Urteil des Verwaltungsgerichtes fühlen sie sich in der Sache, aber nicht im Ruf rehabilitiert: «Es bleibt immer etwas hängen. Ein Ruf ist nicht wieder gutzumachen.» Sie hoffen, dass alle Beteiligten ihre Lehre aus dem Fall ziehen: «Das Unrecht, das wir erlebten, darf sich nicht wiederholen. Dass wir zu zweit waren, war unser Glück. So konnten wir die Anschuldigungen und die psychische Belastung besser ertragen.» Unterstützt wurden sie von ihren Familien, Freunden und von den Kollegen: «Vom Lehrerteam fühlten wir uns von Anfang an getragen. Als wir ihnen mitteilten, wie wir uns im Lager verhalten hatten, atmeten sie auf. Ihre Solidarität uns gegenüber bekundeten sie zudem in einem Brief an den Schulrat.» Den Lehrerberuf üben Albert Ebnetter und Jürg Germann nicht mehr gleich aus wie vor dem Skilager 2001 in Sedrun: Beide sind vorsichtig geworden. Ebnetter wird in einem Lager nie mehr mit einem Mädchen tanzen und Germann wird nie mehr ein Mädchenzimmer betreten.

Weiter im Text

«Wenn was los geht – Grundsätze für den Umgang mit Kritik an Lehrpersonen», LCH-Leitfaden, 1996, Fr. 10.– (ab 5 Expl. Fr. 6.–). Bestellungen an: LCH-Service, Telefon 01 315 54 54, Fax 01 311 83 15, E-Mail lchadmin@lch.ch.

Begabt sind viele, gefördert werden müssen alle

Begabungsförderung war noch bis vor wenigen Jahren ein Tabuthema. Heute ist sie ein Qualitätsmerkmal im Umgang mit Heterogenität in der Schule. Vom 7. bis 11. Oktober fand das vierte einwöchige Intensivseminar zur Begabungs- und Begabtenförderung unter dem Titel «Wings» in Basel statt, an dem rund 160 Lehrpersonen und Behördenmitglieder teilnahmen.



Fotos: Peter Waeger

Jedes Pflänzchen braucht die entsprechende Pflege zum guten Gedeihen. Hochbegabte Kinder sollen in Regelklassen gefördert werden. Integrative Massnahmen verhindern eine Stigmatisierung.

«Daniel war ein normales, sehr wissbegieriges Kind. Bereits im Kindergarten interessierte ihn alles, was mit Geografie und Landkarten zu tun hatte, ungem. Schreiben und lesen konnte er noch nicht, im Zahlenraum bis 100 fand er sich jedoch bereits vor dem Schuleintritt gut zurecht», erzählt Katrin Buis aus dem aargauischen Niederlenz, Mutter eines 13-jährigen Sohnes und einer 9-jährigen Tochter. Sie schildert ihre Erfahrungen mit der Schule und den Behörden im Zusammenhang mit der Erkennung und Förderung der speziellen Begabungen ihrer Kinder:

Doris Fischer

«Daniel wurde ganz normal eingeschult und war in der ersten Klasse nicht weiter auffällig. Erst als er eine andere Lehrerin bekam und der Unterricht weniger straff geleitet wurde, ging er nicht mehr gerne zur Schule, klagte über Langeweile. Eine Abklärung beim schulpsychologischen Dienst ergab, dass Daniel seinen gleichaltrigen Kameraden um mindestens ein Jahr voraus war. Wir waren überrascht, aber Hochbegabung war für uns damals noch ein Tabu, bis wir durch den Elternverein für hochbegabte Kinder (EHK) in Kontakt mit

andern betroffenen Eltern kamen. Nach weiteren Abklärungen und Tests erlaubte man Daniel schliesslich, eine Klasse zu überspringen (damals war diese Möglichkeit noch nicht im Schulgesetz verankert). Das alles war für unsere Familie emotional sehr aufwändig. Heute ist Daniel in der 3. Bezirksschule ein guter Schüler mit überdurchschnittlichen Leistungen in Mathematik. Wir betrachten den Weg, den unser Kind gemacht hat, als Glücksfall. Wir kennen andere Familien, die viel mehr Probleme hatten.»

Vom Tabu zum Qualitätsmerkmal
Hochbegabung war bis vor einigen Jah-

ren ein Tabu-Thema. Eltern mit speziell begabten Kindern stiessen oft auf Unverständnis. Erfahrung und Strategien fehlten. 1989 wurde der EHK gegründet, ein Verein zur Selbsthilfe. Die Ziele des Vereins sind unter anderen der Abbau von Vorurteilen in Gesellschaft, Schule und Familie, Erkenntnisse und Erfahrungen über Hochbegabung vermitteln und politisch Einfluss nehmen.

Die Förderung von speziellen Begabungen ist zu einem pädagogischen Anliegen geworden und gilt heute als Qualitätsmerkmal für den Umgang mit Heterogenität in der Schule. Lehrpersonen müssen jedoch für diese Thematik sensibilisiert werden und sich das nötige Wissen und Vorgehensweisen aneignen. «Wings», ein Intensivseminar zur Begabungs- und Begabtenförderung, bietet dazu die Gelegenheit. Nach dreimaliger Durchführung in Zürich (1999 bis 2001) fand die Kurswoche in diesem Jahr vom 7. bis 11. Oktober in Basel statt.

«Man ist nicht begabt, man wird es»

«Wings» soll Lehrpersonen und Menschen, die im Bildungswesen tätig sind, beflügeln und zu Höhenflügen anregen, damit sie ihre Schülerinnen und Schüler beflügeln können», sagte Joëlle Huser, die zusammen mit Cornelia Kazis für das Konzept und die Leitung des Seminars verantwortlich war, am Eröffnungstag. «Es soll Lehrpersonen für die Bedürfnisse der Begabten sensibilisieren und sie befähigen, zu einem lustvollen, angstfreien Umgang mit begabten Kindern.»

Neben der bisher im Vordergrund stehenden Begabtenförderung mit separativen Projekten (Sonderklassen, Talenta, Univericum) soll in Zukunft vermehrt auf eine integrative Begabungsförderung im Regelunterricht Wert gelegt werden, um der Erkenntnis Nachdruck zu verleihen: «Man ist nicht begabt, man wird es.» Oder wie es das Kabaretttrio Sibylle und Michael Birkenmeier & Felicitas Vogt satt und humorvoll formulierten: «Aus dem, was ist, noch ein bisschen mehr herausholen.» Als wegweisend wurde dabei das «Dynamische Begabungsmodell» nach Joseph Renzulli (Schoolwide Enrichment Model, USA) hervorgehoben, wonach aussergewöhnlich hohe Leistung aus dem Zusammenspiel dreier Hauptfaktoren resultiert: überdurchschnittliche Fähigkeit, Kreativität und innere Motivation.

Von einer integrativen Förderung profitieren alle Schülerinnen und Schüler und eine Stigmatisierung einzelner Kinder kann vermieden werden.

Vielfältig und anregend war das Angebot für die rund 160 teilnehmenden Lehrpersonen. Neben Referaten von nationalen und internationalen Fachpersonen konnten sie unter anderem in Workshops und vertiefenden Kursen ihre eigenen Flügel stärken und zu mathematischen, tänzerischen, sprachlichen, theatralischen und physikalischen Höhenflügen ansetzen.

«Eine wandelnde Schatztruhe»

Im Kurs «Spiel und Theater» wachsen den Kursteilnehmerinnen und Teilnehmern die Flügel der Fantasie. Das Ratespiel aus dem Lehrmittel «Otto mopst» – eine Art Denksportaufgabe – regt nicht nur den Geist, sondern auch die Lachmuskeln an. Kreativität und schauspielerisches Talent ist gefragt, um die einzelnen Buchstaben eines Wortes nur mit Mimik und Gestik darzustellen, durch Körpergeräusche einen ganz bestimmten Ort hörbar zu machen oder «tönende Geschichten» zu erfinden.

Dazwischen streut Kurt Lauterburg, Schauspieler, Dozent und Primarlehrer, methodische Tipps, präsentiert eine Fülle von kreativen Unterrichtsvorschlägen und lehrt die Teilnehmenden en passant mit Videokamera und Mikrofon umzugehen. «Der Mann ist eine wandelnde Schatztruhe», begeistert sich eine Teilnehmerin spontan. «Der Kurs hat all meine Erwartungen übertroffen. Ich kann es kaum erwarten, bis ich mit meiner Klasse all das, was ich hier erfahren habe, ausprobieren kann», erklärt Marketa Bregenzer, die in Maur ZH eine Begabten-Fördergruppe unterrichtet.

Das eine tun, das andre nicht lassen

«Begabtenförderung fällt den Lehrpersonen nicht einfach in den Schoss», gab Willi Stadelmann, Direktor der Pädagogischen Hochschule Zentralschweiz, in seinem Referat zu bedenken. «Begabtenförderung muss zu einem pädagogischen Prinzip gemacht werden, muss Teil der Schulentwicklung sein.»

In den letzten Jahrzehnten hat sich die Pädagogik vorwiegend mit der Förde-

rung leistungsschwacher Kinder befasst. Sonder- und Heilpädagogik wurden ausgebaut und Fachleute für Logopädie, Legasthenie, Dyskalkulie und Psychomotorik ausgebildet und eingesetzt. Chancengleichheit wird erst erreicht, wenn neben der Stärkung der Kinder mit Defiziten auch den speziell Begabten Nahrung geboten wird. Es sei eine verbreitete aber irriige Meinung, so Stadelmann, Begabten müsse nicht besonders geholfen werden, diese seien von Natur aus privilegiert und könnten sich selber helfen.

Die neuen Schulleitungsmodelle müssen dieser Entwicklung Rechnung tragen. Ein Paradigmenwechsel, «der das Lernen und nicht das reine Vermitteln von Bildungsinhalten ins Zentrum rückt», müsse auf allen Schulstufen bis hinauf zur Universität erfolgen, betonte Ulrich Gäbler, Rektor der Universität Basel.

Weiterbildung und Support nötig

Rascher und kostengünstiger umsetzbar sei zwar eine separate Förderung – «von einer integrativen Förderung profitieren aber alle Schülerinnen und Schüler und eine Stigmatisierung einzelner Kinder kann vermieden werden», betonte Silvia Grossenbacher von der Schweizerischen Koordinationsstelle für Bildungsforschung, Aarau. Begabungsförderung müsse sowohl in die Unterrichts- als auch in die Schulentwicklung einfließen.

Die Konzepte der Deutschschweizer Kantone basieren nach Aussagen von Grossenbacher auf den folgenden drei Säulen:

- Akzeleration (frühzeitige Einschulung, überspringen einer Klasse), Enrichment im Regelklassenunterricht (Binnendifferenzierung und Projekte mit flexiblen Lernvereinbarungen)
- Separative Fördermassnahmen (Einzelförderung, Sonderklassen und schulhausübergreifende Angebote).
- Weiterbildungs- und Supportmassnahmen für die Lehrpersonen.

Dazu braucht es die Öffnung der Schule gegenüber dem gesellschaftlichen Um-

feld und eine positive Einstellung zur Vielfalt. «Heterogenität muss als Chance und nicht als Problem gesehen werden, dann geht der Weg Richtung Begabungsförderung», erklärte die Bildungsforscherin.

Nötig sei dazu aber auch ein Umdenken in bildungspolitischen Kreisen. Dies dürfte einer der Gründe sein, weshalb erstmals im Rahmen von Wings für Schulbehörden, Schulleitende und Personen mit bildungspolitischer Funktion ein spezielles Programm angeboten wurde. 30 Personen machten von diesem Angebot Gebrauch.

Weiter im Text

- Begabungsförderung in der Volksschule – Umgang mit Heterogenität. Trendbericht Nr. 2 der Koordinationsstelle für Bildungsforschung SKBF, Aarau
- Brunner Esther: «Forschendes Lernen». ILZ Kanton Thurgau, 2001
- Gardner Howard: «Intelligenzen», Klett-Cotta, Stuttgart, 2002
- Huser Joëlle: «Lichtblicke für helle Köpfe», Lehrmittelverlag des Kantons Zürich, 2001
- Renzulli Joseph, Reis, Sally und Stednitz Ulrike: «Das schulische Enrich-

ment Modell», Bildung Sauerländer, Aarau, 2001

- Stamm Margrit: «Frühlesen und Frührechnen als soziale Tatsachen»
- Webb, J.T., Huber: «Hochbegabte Kinder, ihre Eltern, ihre Lehrer», Bern-Göttingen-Toronto
- Neue Reihe aus dem Studienverlag: Journal für Hochbegabtenförderung, ISBN 3-901160-64-7

Weiter im Netz

www.wingsseminar.ch
www.begabungsfoerderung.ch
www.ulef.bs.ch
www.echa-switzerland.ch
www.bildungsplanung-zentral.ch
www.uniweiterbildung.ch

Projekte und Institutionen:

www.reosch.ch (Ressourcenorientierte Schule Bern)
www.drsl.ch (Looping)
www.tuelab.ch (Tüftellabor für Kinder)
www.ssd.stzh.ch (Universikum ZH)
www.zentrumlesen.ch
www.thinkquest.ch
www.mindscouts.org
www.offeneslernen.ch
www.ehk.ch
www.pfiffikus.org



Hochbegabt ist man nicht, man wird es. Lehrpersonen können ihre Schülerinnen und Schüler mit differenziertem Lernangebot unterstützen.

Heterogenität muss als Chance und nicht als Problem gesehen werden, und dazu braucht es ein Umdenken auch in bildungspolitischen Kreisen.

Ausbildung zur Begabtenlehrperson

Am Wings-Seminar nahmen auch rund 20 Lehrpersonen aus der ganzen Schweiz teil, welche die berufsbegleitende Ausbildung zum «Specialist in Gifted Education» in Angriff genommen haben. Dieser anderthalbjährige europäische Ausbildungslehrgang wird mit dem ECHA-Diplom (European Council of High Ability) abgeschlossen und wird in Kooperation mit der Universität Nijmegen (NL) und der Bildungsplanung Zentralschweiz durchgeführt.

Die Zusatzausbildung befähigt Lehrpersonen, begabten Kindern und Jugendlichen in der Schule «Unterricht nach Mass» zu erteilen, Begabungs- und Begabtenförderung in die Schulentwicklung einfließen zu lassen und im Kollegium beratend tätig zu sein.

Das Interesse an diesem Lehrgang ist dermassen gross, dass für den Kurs mit Start im Oktober 2002 zwei Klassen mit insgesamt 40 Personen gebildet werden konnten. Die Diplomfeier der Absolventinnen und Absolventen des ersten Kurses fand am 9. November dieses Jahres in Zürich statt.

Weitere Informationen unter www.echa-switzerland.ch und www.hfh.ch (Nachdiplomkurs «Begabtenförderung» an der Hochschule für Heilpädagogik).

«Hochbegabung ist die normalste Sache der Welt»

BILDUNG SCHWEIZ sprach mit Margrit Stamm, Leiterin des Instituts für Bildungs- und Forschungsfragen im Schulbereich, Aarau.

Frau Stamm, was macht den Unterschied aus zwischen einer guten Schülerin, einem guten Schüler und einem hochbegabten Kind?

Margrit Stamm: Das ist gar nicht so einfach zu beantworten, weil die Gruppe der Hochbegabten sehr heterogen ist und es ganz unterschiedliche Ausprägungsprofile gibt. Es kann sein, dass ein hochbegabter Schüler sehr gut arbeitet, möglich ist aber auch, dass Hochbegabte keine guten Leistungen zeigen und ihr Potenzial nicht ausschöpfen. In der Regel aber denken Hochbegabte deutlich schneller, arbeiten und verarbeiten rascher, sind intellektuell ausgesprochen neugierig und finden oft ganz andere kreativere Lösungswege, das heisst sie fallen durch qualitativ und quantitativ hochstehende Leistungen auf.

Die Kriterien hoher IQ oder sehr gute Schulnoten reichen also nicht, um von Hochbegabung zu sprechen?

Nein, überhaupt nicht. Sehr gute Schulnoten können auch so genannte Überleister erzielen, das sind Schülerinnen und Schüler mit einem eher tiefen IQ, die ihn mit sehr guten Übungshaltungen und Fleiss kompensieren. Wenn eine Person einen hohen IQ hat, heisst das einfach, dass sie oder er sehr hohe kognitive Fähigkeiten besitzt. Die heute gängigen Modelle von Renzulli, Mönks oder Heller, nach denen man eine Hochbegabung definiert, umfassen neben der Intelligenz weitere Komponenten wie Motivation, Kreativität, Persönlichkeit und das soziale Umfeld.

Können Eltern oder Lehrpersonen an bestimmten Zeichen oder Verhaltensweisen eine Hochbegabung erkennen? Was Eltern beispielsweise feststellen können, ist eine akzelerierte frühe Entwicklung. Begabte Kinder lernen im Allgemeinen früh sprechen, lesen oder

rechnen, wollen früh selbstständig vieles tun oder haben einen grossen Wissensdrang, einige entwickeln auch eine auffällige Sammelleidenschaft. Dann gibt es auch die Formen spezieller Hochbegabung, Kinder, die auf einem ganz bestimmten Gebiet (beispielsweise musikalisch, künstlerisch oder sportlich) Spitzenleistungen zeigen. In diesem Fall ist es schwieriger festzustellen, ob eine Hochbegabung vorliegt, weil es – anders als bei intellektueller Hochbegabung – keine oder wenig objektive Testverfahren gibt. Neu, aber noch wenig erforscht und deshalb umstritten ist ein weiteres Konzept, dasjenige der sozialen Begabung. In diesem Punkt ist sich die Fachwelt noch uneinig, ob hohe soziale Begabung – die weit über die häufig zitierten «Führungsqualitäten» hinausgehen müsste – ebenfalls

unter Hochbegabung eingereicht werden soll.

Braucht jedes hochbegabte Kind eine Sonderbehandlung oder eine Sonderförderung?

Das ist eine sehr wichtige Frage. Ich sage ganz klar: überhaupt nicht in jedem Fall. Ich glaube, dass es in der zukünftigen Entwicklung der Diskussion sogar problematisch werden könnte, Hochbegabung unreflektiert mit Fördernotwendigkeit zu koppeln. Ich vertrete die Meinung, Hochbegabung ist die normalste Sache der Welt. Ein Kind, das sich gut entwickelt, gut integriert ist im Klassenverband und gute Leistungen zeigt, kann man einfach wachsen und ihm die bestmögliche Förderung innerhalb des Klassenverbands angedeihen lassen. Es ist keineswegs nötig, eine psychologische Abklärung vorzunehmen. Allerdings soll man es gut beobachten und wenn die Komponenten, welche in den zuvor genannten Modellen von Renzulli, Mönks oder Heller nicht miteinander interagieren, dann muss man handeln.

Fachleute sprechen sich ja in dieser Hinsicht für eine allgemeine Begabungsförderung und gegen eine ausschliessliche Begabtenförderung aus. Das heisst,



Ein begabtes Kind braucht nicht in jedem Fall eine Sonderbehandlung. Man kann es wachsen lassen und es wird seine Fähigkeiten zum Blühen bringen.

«Begabte Kinder lernen im Allgemeinen früh sprechen, lesen oder rechnen, wollen früh selbstständig vieles tun oder haben einen grossen Wissensdrang, einige entwickeln auch eine auffällige Sammelleidenschaft.»

der Förderunterricht soll im normalen Regelunterricht geschehen und nicht in speziellen Fördergruppen oder so genannten Eliteschulen. Ist das nicht eine zusätzliche Anforderung und möglicherweise Überforderung für die schon arg strapazierten Lehrpersonen?

Das Konzept der Heterogenität wird im Moment in der Bildungslandschaft Schweiz favorisiert. Dieses Konzept hat durchaus seine Berechtigung, denn angesichts der Entwicklung zur multikulturellen Gesellschaft werden die Leitideen der Schulentwicklung der neunziger Jahre – Individualisierung und Integration – zu zwei notwendigen Schulqualitätskriterien. Die Aufgabe der Begabtenförderung reiht sich nun genau in solche Entwicklungstendenzen ein; so verstanden ist sie auch keine spezifische Mehrbelastung für Lehrerinnen und Lehrer. Zukünftig wird es darum gehen, bei den individuellen Möglichkeiten und dem Potenzial des einzelnen Kindes anzusetzen und seine Lernausgangslage festzustellen. Und dazu müssen neue Konzepte und Instrumente entwickelt werden, in denen Begabungsförderung ein Teilaspekt sein wird. Ohne gute Rahmenbedingungen für Lehrpersonen zweifle ich allerdings an ihrem Umsetzungserfolg.

Interessant ist aber festzustellen, dass ein Teil der Lehrpersonen bereits auf diesen Zug aufgesprungen ist und sich mit der Begabungsförderung auseinandersetzt. Andere wiederum betrachten dies, vor dem Hintergrund der aktuellen Rahmenbedingungen wohl auch zu Recht, als eine Überforderung. Ich befürchte aber, dass der Druck der Eltern, die zu einer ihrer Vorstellungen entsprechenden Förderung drängen, auf die Lehrpersonen zunimmt.

Konkret könnte das heissen, dass in Zukunft Eltern jede Verhaltensauffälligkeit ihres Kindes entweder als Ausdruck von Unterforderung oder von Hochbegabung gedeutet haben möchten?

Genau, das ist eine grosse Problematik, die mit der Tatsache einhergeht, dass Eltern heute generell viel höhere Ansprüche an die Bildungsqualität stel-

len. Eltern aus sozial privilegierten Bildungsmilieus wissen sich häufig besser für ihre Anliegen stark zu machen, als sozial schwächer gestellte oder aus anderen Kulturen stammende Eltern. Tatsache ist jedoch, dass Begabung nicht an ein bestimmtes Milieu oder an eine bestimmte soziale Lage gebunden ist. Wenn die Schule nur auf bildungsbeflissene Eltern reagiert und nicht agiert, könnte die soziale Differenz, die sich ja im Rahmen der PISA-Ergebnisse als Charakteristikum der Schweiz herausgestellt hat, noch grösser werden.

Das würde heissen, dass Begabungsförderung das Ziel, die Chancengleichheit für alle Kinder zu verstärken, verfehlt.

Wenn vor allem Kinder aus bildungsbeflissenen Elternhäusern als hoch begabt identifiziert und gefördert werden, gleich begabte aus sozial einfachen oder benachteiligten Milieus hingegen nicht, dann verfehlen wir dieses Ziel. Hochbegabtenförderung könnte dann auf eine neue Elitebildung hinauslaufen. Lehrpersonen und Schulen können den Chancenausgleich fördern, wenn sie das Augenmerk mehr auf die Entdeckung besonders begabter Kinder aus bildungsfernen Schichten richten. Dort wo Lehrpersonen einen starken Druck seitens der Eltern verspüren, bleibt in vielen Fällen nur der Beizug von Fachpersonal übrig.

Bisherige Erfahrungen suggerieren, dass Kinder mit einer überdurchschnittlich hohen intellektuellen Begabung im sozialen Bereich oft Defizite aufweisen. Können Sie dies bestätigen?

Einerseits kann ich das bestätigen und mit entsprechenden Forschungsergebnissen belegen. Andererseits – und hierin liegt gerade auch meine Kritik an solchen Befunden – basieren die Forschungsprojekte oft auf Stichproben von Kindern, die aus Beratungspraxen rekrutiert werden, also bereits Probleme unterschiedlicher Art aufweisen. In meinem Forschungsprojekt «Frühlesen und Frührechnen als soziale Tatsachen» und in anderen Projekten, die mit unausgesehenen Stichproben arbeiten, gibt es diese Gruppe der Verhaltensauffälligen

ebenfalls, aber sie sind nicht derart überproportional vertreten.

Wir verbinden in der Schweiz allzu oft Hochbegabung mit Verhaltensauffälligkeit und setzen als Korrekturmassnahmen eine Sonderbehandlung. Es gibt relativ viele Hochbegabte, die problemlos durchs Leben gehen, aber es gibt auch die anderen und die brauchen unsere Hilfe wie alle anderen mit besonderen Bedürfnissen.

Bereiten die Pädagogischen Hochschulen die zukünftigen Lehrpersonen auf die Zusatzaufgabe vor?

Ich glaube, die Chancen steigen. Wie die einzelnen Ausbildungsstätten dies jedoch in ihren Lehrplänen verankern, ist wohl sehr individuell. An den Schweizer Universitäten wird dieser Themenbereich nur teilweise angesprochen. Die Ausbilderinnen und Ausbilder müssen sich diese Kompetenzen erst selber aneignen. Deshalb beruht vieles nach wie vor auf Eigenmotivation und Selbststudium. Schwerpunkte dürften an den Ausbildungsstätten gesetzt werden, wo sich Führungskräfte professionell und intensiv mit dem Thema auseinandersetzen. Wichtig wäre auf jeden Fall, dass die zukünftigen Lehrpersonen nicht nur theoretische Grundlagen erarbeiten, sondern auch Strategien erlernen, wie man in der Elternarbeit mit dem Thema umgeht. Ich stelle aber im Moment fest, dass viele Junglehrpersonen für das Thema noch nicht genügend sensibilisiert sind.

Interview Doris Fischer



Margrit Stamm, Experte für Begabungsförderung.

Risch: Kleine Gemeinde – grosses Engagement für Familien und Kinder

Der diesjährige Pestalozzipreis wird am 20. November, dem Tag des Kindes, an die Gemeinde Risch ZG vergeben. Die Aktivitäten der kleinen Gemeinde im Bereich der Kinder- und Familienpolitik sind vielfältig und zukunftsorientiert. Der Kanton Basel-Stadt erhält einen erstmals vergebenen Anerkennungspreis.



Junge Helfer werken in der Freizeit auf dem künftigen Erlebnisspielplatz.

Hoch motiviert, professionell ausgerüstet mit Helm, Overall und Werkzeugtasche, erscheinen die Sechstklässler Christian, Dominik und Roman am Mittwochnachmittag um 13.30 Uhr auf

der Baustelle des zukünftigen Erlebnisspielplatzes in Rotkreuz. Nach einer kurzen Lagebesprechung einigen sich die drei mit Meinrad Dörig, dem Verantwortlichen der Jugend- und Familien-

förderung der Gemeinde Risch, dass sie an diesem Nachmittag die Arbeiten am Räuberturm fortsetzen wollen. Und bereits wenige Minuten später hantieren die drei geschickt mit Metermass, Stichsäge, Hammer, Nägeln und Schrauben in luftiger Höhe.

Doris Fischer

Rotkreuz, Verwaltungsort der vier Gemeinden Risch, Rotkreuz, Buonas und Holzhäusern, wirkt auf den ersten Blick nicht eben attraktiv. Die Gemeinde ist erst in den letzten rund 150 Jahren als Folge des Baus der Bahnlinie entstanden. Es ist ein Ort, der ein grosses Bevölkerungswachstum mit einem hohen Ausländeranteil aufweist.

Beeindruckend sind aber die vielfältigen und zukunftsorientierten Aktivitäten und Projekte im Bereich der Kinder- und Familienpolitik. Das Leitbild Familienförderung und eine ganze Palette von Angeboten machen die Gemeinde für Familien mit Kindern und für Jugendliche zunehmend attraktiver. Belohnt wird dieser Einsatz mit der Verleihung des diesjährigen mit 20 000 Franken dotierten Pestalozzipreises.

Politisch gut abgestützt

Den Kernpunkt bildet das Familienleitbild, welches aufgrund einer Bedürfniserhebung bei Kindern, Jugendlichen und Eltern in den letzten vier Jahren entstanden ist. Es ist die Grundlage für politische Aktivitäten im Bereich familienfördernder Projekte und liefert den nötigen Freiraum für engagierte Personen und Gruppen. In einem nächsten Schritt wurde die Leitungsstelle «Familie plus Jugend» als 60-prozentige Verwaltungsstelle eingerichtet. Leiter ist Meinrad Dörig, der für die Koordination und die Vernetzung der verschiedenen Angebote im Bereich der Jugend-

und Familienförderung sorgt und die Verantwortlichen der einzelnen Projekte betreut. Eine Familienkommission übernimmt die Brückenfunktion zur Bevölkerung. Der Rückhalt in der Gemeinde, sowohl der Behörden als auch der Einwohner sei gross, bestätigt Meinrad Dörig: «Wir haben es geschafft zu beweisen, dass unsere Anstrengungen greifen und spüren deshalb wenig Widerstand gegenüber unseren Projekten.»

Gute Angebote für die Freizeit

Bereits seit einigen Jahren realisiert sind die offene Jugendarbeit mit professioneller Leitung, der Ausbau der Kinderbetreuung mit Krippe, Hort und Mittagstisch, die Vernetzung im Bereich Kinderschutz und die Spielraumberatung. Ab 2003 soll das Projekt «Schule und soziale Arbeit» umgesetzt werden. Verschiedene Partizipationsprojekte und ein Konzept für Kinder- und Jugendpartizipation sind in Planung.

Die Infrastruktur im Freizeitbereich ist gut ausgebaut. Den Kindern und Jugendlichen stehen, neben einem grosszügigen Sportpark mit Beachvolleyball- und Fussballfeld, eine mobile Skateranlage, das Schwimmbad, ein eigenes Jugendhaus mit verschiedenen Gruppen- und Proberäumen und einem Internet- und Grafikraum zur Verfügung.

Dort treffen wir an diesem Nachmittag den dreizehnjährigen Nava an. Er ist am Chatten, nachdem er zuvor für einen Beitrag für die Schülerzeitung im Internet Informationen zu Real Madrid heruntergeladen und ausgedruckt hat. Er benutzt nach seinen Aussagen das Angebot im Jugendhaus einmal pro Woche, weil er zu Hause keinen Computer zur Verfügung hat.

Eigenverantwortlichkeit fördern

Wert gelegt wird im Speziellen darauf, dass den Kindern und Jugendlichen nicht fixfertige Angebote präsentiert und ein Animationsprogramm offeriert wird, sondern dass sich die Benutzerinnen und Benutzer eigenverantwortlich für die Gestaltung, die Einrichtung und den Unterhalt einsetzen. «Wir stellen die Rahmenbedingungen, aktivieren, begleiten und beraten die Jugendlichen, aber wir machen nichts allein», betont Meinrad Dörig.

«Wir stellen die Rahmenbedingungen, aktivieren, begleiten und beraten die Jugendlichen, aber wir machen nichts allein.»

Meinrad Dörig

Den Beweis dafür liefern die Buben, die an diesem Nachmittag auf dem Erlebnisplatz im Einsatz sind. Unterdessen sind nämlich ein paar weitere Helfer dort eingetroffen. Sie machen sich mit Schaufeln und Spaten am Damm des neu angelegten Weihers und beim Graben einer Höhle zu schaffen. Für zusätzliche Unterstützung wird zu einem späteren Zeitpunkt ein einheimisches Baugeschäft mit einer Lehrlingsgruppe sorgen und die schwereren Arbeiten übernehmen. Je nach Interesse und Können sollen auch Erwachsene zur Mitarbeit animiert werden, die ein kleineres oder grösseres Projekt zur Bereicherung des Spielangebots selbstständig umsetzen.

Zur Umsetzung und zur Förderung der soziokulturellen Animation mit Kindern wird ab 2003 eine Praktikumsstelle geschaffen. Im Aufbau begriffen ist auch ein Projekt zur Schaffung von lesefördernden Situationen. Überall wo sich Kinder und Jugendliche aufhalten, werden Leseorte eingerichtet und mit Büchern bestückt «als Ergänzung zur öffentlichen Bibliothek», wie Meinrad Dörig erklärt.

Ausgearbeitet wird in den nächsten zwei Jahren im Weiteren ein Konzept

für Kinder- und Jugendpartizipation. Eigens dafür soll eine Aktionswoche mit einem Wettbewerb stattfinden, an welchem die Kinder und Jugendlichen aufgefordert sind, Ideen zu kreieren und zu formulieren. Die Preissumme von 20 000 Franken bildet dafür den nötigen finanziellen Rückhalt.

Anerkennungspreis an Basel-Stadt

Der Kanton Basel-Stadt hat in den letzten fünf Jahren mit der Gestaltung kinderfreundlicher Lebensräume und mit Massnahmen, welche auf Partizipation zielen, verschiedene Projekte realisiert und unterstützt. Unter anderem besteht eine kantonale Interessenvertretung für Kinder, gesetzlich verankert ist die Förderung von Integration, Partizipation und Gleichstellung von Kindern. Eine Besonderheit ist die Schaffung eines Kinderfreundlichkeitslabels, in dessen Rahmen Kinder öffentliche Räume in ihrem Quartier bewerten und besonders kinderfreundliche Orte auszeichnen.

Die Bewerbung des Kantons Basel-Stadt hat die Jury zwar überzeugt, ist jedoch schwer mit anderen vergleichbar, da die Schaffung von Grundlagen im Vordergrund steht. Deshalb wurde Basel ein Anerkennungspreis zugesprochen.

Pestalozzipreis

Der «Pestalozzipreis für kinderfreundliche Lebensräume» wird jedes zweite Jahr an eine Gemeinde, eine Stadt, einen Gemeindeverband, einen Kanton, eine Kirch- oder eine Schulgemeinde vergeben, welche sich in besonderer Weise für die Interessen der Kinder, für kinderfreundliche Lebensbereiche und für die Rechte der Kinder stark macht. Risch ist nach Luzern (1996), Schule Brühl Solothurn (1998) und Leuk (2000) die vierte Preisträgerin.

Getragen wird die Idee vom Dachverband Schweizerischer Lehrerinnen und Lehrer (LCH), von der Stiftung pro juventute, den Organisationen UNICEF Schweiz, Kinderlobby Schweiz und der Pestalozzi-Weltstiftung. Am 20. November, dem Tag des Kindes, werden Urs Schildknecht, Zentralsekretär des LCH, und Maya Sonderegger, UNICEF, der Gemeinde Risch und dem Kanton Basel-Stadt die Preise übergeben.

Hinweise

Damit die Stimme stimmt

Wie kann singbeeinträchtigten Kindern geholfen werden? Eugen Stähli hat einen Leitfaden unter dem Titel «Stimmt die Stimme nicht» herausgegeben. Das Heft ist in zwei Teile gegliedert. Im theoretische Teil werden die folgenden Themen angesprochen: «Musikalität», «Kinderstimme», «Hören-Horchen-Lauschen», «Das Wesen der Stimmbeeinträchtigung».

Im zweiten Teil finden sich grundlegende pädagogische Aspekte für die praktische Arbeit mit folgenden Inhalten: Hören, Atmen, singen, Bewegen. Die eigentlichen Übungen – Empfehlungen genannt – sind in drei Bereiche gegliedert: «Hören-Horchen-Lauschen», «Atmen-Spannen-Entspannen» und «Singen». Das Heft soll Erziehende ermuntern, die vielfältigen Praxisempfehlungen in subtiler Weise in den Musikunterricht einzubauen.

«Gerade weil die Singbeeinträchtigung ein sehr komplexes Gebiet ist, gibt es keine Schnelllösungen und Rezepte» schreibt der Autor. «In jedem Fall muss der therapeutische Ansatz individuell aussehen, denn die Gründe reichen von psychologischen Gegebenheiten bis zur psychischen und sozialen Gesamtsituation des Kindes.»

Eugen Stähli: «Stimmt die Stimme nicht», Fr. 24.–, zu beziehen bei Krompholz, Bern, oder beim Autor, Am Bach 5, 3053 Münchenbuchsee, Telefon 031 869 06 92.

Schweiz-GUS-Treff

Die Stiftung Jugendaustausch Schweiz-GUS lädt am 23. November um 15.15 Uhr zu einem Treffen im St. Leodegarsaal der Hofkirche in Luzern ein. Eine Austausch-Teilnehmerin und ein Teilnehmer erzählen von ihren Erfahrungen in Weissrussland und Russland.

Anmeldung unter jugendaustausch@schweiz-gus.ch oder Telefon 041 340 96 63.



Foto: Heinz Weber

Die Bildungscharta vor dem Bundeshaus, per Velokurier ging sie an die zuständigen Bundesämter und die EDK.

Für nachhaltige Bildung

Elf Organisationen aus den Bereichen Umwelt, Jugend und Entwicklung haben die Charta «Bildung für eine nachhaltige Entwicklung» veröffentlicht. Für diesen Zweck soll nach dem Willen der Unterzeichner auch ein Teil des Erlöses aus dem Nationalbank-Gold eingesetzt werden.

«Obwohl die Schweiz sich mehrmals zu einer Bildung der nachhaltigen Entwicklung verpflichtet hat, gibt es heute keine entsprechende Bildungspolitik», hielten die beteiligten «Nichtregierungsorganisationen» (NGO) an einer Medienkonferenz vom 28. Oktober in Bern fest. Mit ihrer Bildungscharta fordern sie, «dass ökologische und soziale Lernziele zum Kernauftrag der Schulen auf allen Stufen gehören». Menschen, welche die sozialen und wirtschaftlichen Zusammenhänge kennen und verstehen, seien eher fähig und willens, umweltverantwortlich und sozial zu handeln, erklärte Kaspar Schuler, Geschäftsleiter von Greenpeace.

Nach der Ablehnung der Solidaritätsstiftung soll das Nationalbank-Gold zum Teil für eine nachhaltige Bildung verwendet werden. Diese Forderung wurde an der Medienkonferenz von Stéphane Montagéro, Präsident der Arbeitsgemeinschaft der Jugendverbände (SAJV) vorgetragen. Hauptanliegen der

SAJV sind die Einrichtung eines Freiwilligen Sozialen Jahres, eine – bezahlte – Woche Jugendurlaub für Weiterbildung sowie eine gesicherte Grundausbildung für alle Jugendlichen. «Die soziale Zeitbombe tickt», sagte Montagéro, «wir müssen uns nun darum kümmern, die Bombe so schnell als möglich zu entschärfen, indem wir die Chancengleichheit verstärken.»

Die an der Charta beteiligten Hilfswerke verlangen insbesondere, dass mit Weiterbildungsprojekten für wenig qualifizierte Personen die Neue Armut bekämpft wird.

Zudem sollen Impulsprogramme den beruflichen Wiedereinstieg von Frauen unterstützen.

Die Unterzeichner-Organisationen wollen ein Monitoring einrichten, um die Bildungspolitik von Bund und Kantonen auf ihren Nachhaltigkeits-Effekt zu überprüfen. Über die Resultate soll die Öffentlichkeit regelmässig orientiert werden.

Die Charta fordert nicht zuletzt auch «eine Ermutigung und Stärkung der Lehrkräfte durch Politik und Verwaltung». Für Bildungsprojekte der nachhaltigen Entwicklung seien Lehrpersonen «angemessen zu entlasten und freizustellen».

Heinz Weber

Weiter im Netz

www.wwf.ch/bildungszen-trum (Bildungscharta zum Herunterladen)

Die Organisationen

Unterschrieben wurde die Bildungs-Charta von folgenden Organisationen: WWF Schweiz, Greenpeace, Pro Natura, Equiterre (früher Schweizerische Gesellschaft für Umweltschutz), Verkehrsclub der Schweiz VCS, Swissaid, Helvetas, Brot für alle, Terre des Hommes, Erklärung von Bern (Deutschschweizer Sektion), Schweizerische Arbeitsgemeinschaft der Jugendverbände SAJV.

MAGAZIN



Foto: zVg./© Nestec S.A.

Industrielle Herstellung von Pommes frites.

Wer denkt sich unser Essen aus?

Noch bis Ende März 2003 geht es im Gewerbemuseum Winterthur um «Food Design». Eine Ausstellung vom Essen zwischen Küche, Kunst und Labor.

Eigentlich weiss man es ja: Je vielfältiger sich im Restaurant die Speisekarte präsentiert, desto mehr greift der Koch in seiner Küche zu Functional oder Convenience Food, um innerhalb von drei Minuten im Mikrowellenherd ein Menü auf den Tisch zu zaubern.

Beinahe 90 Prozent des Nahrungsmittelangebotes sind inzwischen ganz oder teilweise industriell verarbeitet. Und täglich kommen weitere Produkte aus den Laborküchen der «Food Designer» auf den Markt – und auch auf den Tisch. Denn sie sind nicht nur gesund und haltbar, sondern auch schneller

zubereitet. Sie entsprechen also genau den Kriterien, die heute gesellschaftlich relevant sind. Aber schmecken uns solche Produkte auch?

Die Ausstellung im Winterthurer Gewerbemuseum bietet dem Besucher eine reich gedeckte Tafel, wo er an Hand von Rauminszenierungen, Videos, Hörstationen und auch einer mobilen Gar-küche des Koch- und Essperformers Max Bottini aus Uesslingen TG seine Sinne testen kann. Während in der Fastfood-Ecke auf einer aus Pizzakartons und Hamburgerstyroporboxen gefertigten Bar das Essen beinahe als notwendiges Übel möglichst schnell «erledigt» werden kann, kommt beispielsweise auch die veritable Kunst des Kochens nicht zu kurz, dort wo Handwerk und Technik zählen.

Der kulinarisch designte Spaziergang führt auch in die Vergangenheit, zu alten Bekannten wie Knorrli, Julius Maggi und Dr. Wander als eigentliche Begründer des Convenience Food. Oder 1866 zur Herstellung von Margarine, welche damals als erstes synthetisches Lebensmittel galt. Heute ist die Nahrung häufig gentechnisch verändert; Functional Food soll nicht nur ernähren, sondern auch die Gesundheit fördern.

«Food Design» im Gewerbemuseum am Kirchplatz, Winterthur. Bis 30. März 2003, Di-So 10–17 Uhr, Do 10–20 Uhr, Mo geschlossen. Vom 18. April bis 8. Juni 2003 ist die Ausstellung im Kornhausforum in Bern zu sehen. Madlen Blösch

Weiter im Netz

www.gewerbemuseum.ch

Hinweise

Unterrichtsentwicklung
für die Sekundarstufe II

Nach den erfolgreichen EDK-Foren zur Maturaarbeit (2000) und zur Interdisziplinarität (2002) findet im Frühjahr 2003 unter dem Patronat von EDK und BBT ein internationaler Kongress zur Unterrichtsentwicklung auf der Sekundarstufe II statt. Tagungsort ist die Kantonsschule Alpenquai Luzern. Es stehen 44 Workshops zur Wahl. Das Detailprogramm mit näheren Angaben zu allen Workshops und Referaten findet sich im Internet auf www.webpalette.ch unter «Kongress 2003». Online-Anmeldung ist möglich. Auf Wunsch wird ein gedrucktes Programm zugestellt. Für die Organisation ist die Schweiz. Zentralstelle für die Weiterbildung der Mittelschullehrerinnen und -lehrer (WBZ) in Luzern verantwortlich. Auskunft und Anmeldung (WBZ-Projekt-Nr. 02.28.41): WBZ, Postfach, 6000 Luzern 7, E-Mail: schmid.isabelle@wbz-cps.ch, Telefon 041 249 99 17, Fax 041 240 00 79.

«Likrat» – Begegnung mit
dem Judentum

«Likrat» ist hebräisch und heisst «in Begegnung». Jüdische Jugendliche können im Rahmen eines Themenschwerpunktes Judentum/Israel im Religions- oder Geschichtsunterricht in die Schulklasse eingeladen werden, um sich und ihr Judentum vorzustellen. Das Angebot richtet sich an Schülerinnen und Schüler von 15 bis 17 Jahren an Mittelschulen in der deutschsprachigen Schweiz. Die jüdischen Jugendlichen sind Gymnasialisten oder in der Lehre und nahmen an einem Ausbildungskurs teil, um in diesem Projekt mitwirken zu können. Information und Anmeldung: Schweizerischer Israelitischer Gemeindebund, «Likrat», Gotthardstr. 65, Postfach 564, 8027 Zürich. Projektleiterin Eva Pruschy, Telefon 01 201 89 25, E-Mail eva.pruschy@swissjews.org, Internet www.swissjews.org.

Das ist wirklich gut gemacht – und sehr unterhaltsam zu lesen: Die interaktiven Web-Geschichten der Sek 9a am Oberstufenzentrum Täuffelen BE sprühen nur so von Ideen www.sen.ch/oszt/webstories/index.html. Die Schülerinnen und Schüler erzählen fünf verschiedene Geschichten, die Titel wie «Das Labyrinth» oder «Gefangen im Spiel» tragen. Es sind nicht einfache Texte; thematische Bilder ergänzen die Erzählungen – und als Besonderheit kann man teilweise die Fortsetzung der Geschichten selbst auswählen. Wird die Frage am Ende des Textes nicht richtig beantwortet, fällt man automatisch eine Seite zurück...

«Bereits seit einigen Jahren begleitete mich die Idee, mit einer Klasse Texte zu erstellen, die nicht einfach im Aufsatzheft geschrieben stehen, sondern im Internet einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden», berichtet Lehrer Reto Morgenthaler. Sein Grundsatz sei gewesen, «die Webstories unverfälschte Schülerprojekte werden zu lassen».

Die Klasse investierte rund 55 Lektionen, Fach Deutsch, in das Projekt. Die Internetseiten gestalteten zwei Schüler, die das Fakultativfach «Homepage» besuchten. Die Sites sind einfach gestaltet und haben eine logische Navigation. Über deren Entstehung als «Making of» zu berichten, ist auch ein attraktiver Einfall.

Virtuelle Gemeinde

Nicht weniger lebendig ist das Projekt, das die Jugendlichen des neunten Schuljahres in Escholzmatt LU auf die Beine stellten www.schulen-luzern.ch/escholzmatt/V2/index.htm. Sie präsentieren ihre mit wachen Blicken entdeckte Gemeinde in Panoramafotos, die sie mit Hilfe eines speziellen PC-Programms aus gewöhnlichen Fotos zusammenbauten. Je

Perlen aus der Schulstube

Illustrierte Geschichten erzählen oder die Gemeinde mit Panoramafotos vorstellen: Die kreativ verspielte Art der Internetprojekte von Schulklassen fällt an den Netdays 2002 besonders auf. «Image – Bilder» lautet schliesslich das Motto der 6. Netdays Europe, die dieser Tage (18.–24.11.) auch in der Schweiz stattfinden.



zwei Schüler erhielten einen Strassenabschnitt zugeteilt.

Das Ergebnis des Vorhabens «virtuelle Gemeinde» lässt sich sehen und ist ein gutes Beispiel für ein Projekt, bei dem der Computer vor allem als Mittel zum Zweck genutzt wird. Dank der logischen Navigation lässt sich angenehm durch das Dorf «spazieren». Aber zu lesen gibts etwas gar wenig.

Ebenfalls auf virtuelle Erfahrungen setzt die Primarschule Hoechi in Baden-Dättwil AG. Die Kinder der ersten bis dritten Klasse bauten unter Leitung von Marianne Bolliger ein «virtuelles Kinderdorf» zusammen www.daettwil.net/redakto/pages/index.html. Da gibts eine «Villa Kunterbunt» und eine «eiserne Burg»: In diesen Rubriken erzählen die Kinder mit Zeichnungen und in Worten von sich, ihren Ideen und Phantasien. Das ist alles gut gemacht, führt die Kinder an die Internetwelt heran – und ist letztlich auch ein Stück Öffentlichkeitsarbeit für die Schule.

Kleine Kunstwerke

Sehr aufwändig gemachte kleine Internet-Kunstwerke

sind die Projekte der Minerva-Schulen Basel: <http://projekte.minerva-schulen.ch>.

Da gibt es Mini-Dramen, Music-Clips und The Web Side Stories. Aus dem PC-Lautsprecher ertönt die Stimme eines Erzählers und auf dem Bildschirm wechseln sich zur Geschichte «Die Handtasche» die Bilder ab. Die Mini-Dramen müssen auch beim Produzieren Spass gemacht haben. Die Sekundarschüler komponierten und generierten Musik, die sie wiederum in bewegte Bilder umsetzten. Die animierten Schülerporträts sind ebenfalls eine Klasse für sich.

Die Sekundarklassen arbeiteten im Zeichen- und Informatikunterricht an den Projekten. Bei all diesen Werken gibt es keine kopflastigen Erklärungen: Die Ergebnisse von viel Denk- und Computerarbeit sind einfach zu bestaunen. Daher ist es nicht überraschend, dass die Projekte bei Wettbewerben verschiedene Auszeichnungen gewannen. Eines sollte nicht vergessen gehen: Öffentliche Schulen verfügen nicht immer über genügend technische Ressourcen (und Geld), um

solch aufwändige Internet-Ideen umsetzen zu können.

Abgründe warten überall

Aber Geld ist nicht so wichtig. Nicht wenigen Internetprojekten im Zusammenhang mit den Netdays sieht man an, dass sie aus der Bastelstube kommen (Links zu allen Projekten: www.netdays.ch). Einige Lehrkräfte haben sich wohl gesagt: «Wir müssen dabei sein und unbedingt ein Internetprojekt haben.» Gute Ansätze werden in der Hitze des Gefechts ohne präzises Konzept umgesetzt. Man ist vor allem begeistert von der Vorstellung, dass die wild gestalteten, blinkenden Websites von irgendwo auf der Welt angeschaut werden könnten...

Dabei gilt auch beim kleinsten Projekt: weniger ist mehr. Denn im Internet kann man sich wunderbar blamieren, etwa mit einem wirren Layout oder einer unlogischen Navigation durch überfüllte, knallbunte Seiten. Ohne die Sorgfalt (die bei einem Falblatt oder einer kleinen Broschüre notwendig ist), gehts im Internet sowieso nicht.

Thomas Gerber

Interesse ist die beste Voraussetzung

Im internationalen Leistungsvergleich PISA wurde auch nach den Fähigkeiten der Jugendlichen zu selbständigem Lernen gefragt. Tiefere Verarbeitung ist dem Auswendiglernen überlegen.

PISA 2000 hat sich nicht darauf beschränkt, die Leistungsfähigkeit in Lesen, Mathematik und Naturwissenschaften zu testen, sondern hat sich auch für die Lernfähigkeiten allgemein und die Einstellungen der Jugendlichen zum Lernen interessiert. Die Erfassung des selbstregulierten Lernens erfolgte mittels einer schriftlichen Befragung. Die Ergebnisse beruhen ausschliesslich auf den Selbsteinschätzungen der Schülerinnen und Schüler und nicht auf Beobachtungen oder Tests.

Urs Vögeli-Mantovani, SKBF

Für die befragten 15-Jährigen ist Lernen ihr Beruf, den sie während rund 10 000 Stunden Unterricht ausgeübt haben. Die Autoren der PISA-Teilstudie, Michael Zutavern und Christian Brühwiler von der Forschungsstelle der Pädagogischen Hochschule St. Gallen, fragten sich deshalb, ob Schweizer Schülerinnen und Schüler über ausreichende Fähigkeiten verfügen, selbständig zu lernen?

Sprachregionale Unterschiede

Ein Ergebnis ist klar und eindeutig. Interesse und Spass am Lesen sind wichtige Voraussetzungen für die Förderung des lebenslangen Lernens. Umgekehrt gehören wenig Interessierte und Leseabstinenten in der Freizeit zur Gruppe, die bei den Tests zur Lesefähigkeit schlecht abschneidet.

Die Mädchen zeigen in allen Sprachregionen ein deutlich höheres Interesse am Lesen als die Knaben, diese haben aber ein grösseres Interesse an Mathematik. Bezieht man den Sprachhintergrund der Jugendlichen mit ein, so zeigen sich bemerkenswerte Unterschiede: Das Leseinteresse von Mädchen, die zu Hause nicht die Testsprache sprechen, ist tiefer als das Interesse von Mädchen, für die Testsprache und Familiensprache die gleiche ist. Hingegen zeigen die Mädchen mit anderem Sprachhintergrund in Mathematik ein klar höheres Interesse als die anderen Mädchen, die eine der drei Schweizer Testsprachen auch zu Hause sprechen.

Was für das Interesse gilt, trifft tendenziell auch auf die Bedeutung von Lern-

strategien zu, die über das Wiedergeben von Wissen hinausgehen. Tiefere Verarbeitungstrategien sind dem reinen Auswendiglernen überlegen. Insbesondere die Fähigkeit, das eigene Lernen zu steuern, erweist sich als Merkmal guter Leserinnen und Leser. Die Gewohnheiten, Lernstrategien anzuwenden, sind sprachregional ungleich verteilt. So geben französischsprachige Jugendliche sehr häufig an, auswendig zu lernen und zu wiederholen, um sich Inhalte einzuprägen.

Zur Einstellung betreffend kooperativem und konkurrierendem Lernen zeigen die Schweizer Schülerinnen und Schüler eine Ablehnung von wettbewerbsorientiertem Verhalten. Die Autoren vermuten, dass vielen Jugendlichen die Solidarität mit den Gleichaltrigen auch im Lernen wichtig ist. Ob negative Erfahrungen mit Konkurrenzdruck in der Schule zu dieser Tendenz führen, kann aus den PISA-Daten nicht beantwortet werden. Eine kritische Einstellung zum konkurrierenden Lernen führt aber zu keinem Leistungsverlust, denn auch wettbewerbskritische Jugendliche gehören zu den leistungsstärksten.

Sprachregionale Unterschiede fallen auf: In der Westschweiz lernen Jugendliche angeblich häufiger auswendig als in den anderen Landesteilen; die deutschsprachigen Jugendlichen halten sich eher für ausdauernde Lerner, während die italienischsprachigen stärker als die anderen wettbewerbsorientiert sind. Derartige Unterschiede können sich als kulturelle Tendenzen bei Auskünften über das eigene Lernen zeigen.

Die Jugendlichen in der Schweiz zeigen im internationalen Vergleich durchschnittliche Lernkompetenzen, Interessen und Selbstkonzepte, also ähnliche Ergebnisse wie in der Kompetenzmessung im Lesen und in den Naturwissenschaften. International gesehen liegen die meisten Schweizer Werte nahe am PISA-Mittelwert.

Die Ergebnisse dieser Auswertung bestätigen übrigens eine schon früher gemachte Beobachtung, dass die Vergleiche zwischen Ländern beim Zusammenhang zwischen Lernfaktoren wie Motivation, Interesse, Selbstkonzept und Leistungstestergebnissen ausgesprochen schwierig sind. Jugendliche aus Ländern, die im Lesen und in Mathematik sehr gut abgeschnitten haben, können niedrigere Werte bei den Lernfaktoren aufweisen als ihre Kolleginnen und Kollegen aus Vergleichsländern mit schwachen Testergebnissen.

Innerhalb eines Landes, also auch in der Schweiz, sind die Schülerinnen und Schüler mit guten Lernfaktoren auch jene mit den guten Testleistungen.

PISA liefert keine Rezepte

Was aufgrund dieser Resultate im familiären oder schulischen Bereich zweckmässig und wirkungsvoll zu tun wäre, lässt sich nicht einfach aus diesen wie allen anderen PISA-Resultaten ableiten. PISA macht Aussagen über Zusammenhänge, liefert aber keine Ursachen, welche die Zusammenhänge erklären. Auch wird zu Recht darauf verzichtet, Massnahmen zur Verbesserung der Leistungsfähigkeit und Behebung von Problemen vorzuschlagen. PISA liefert erst die Grundlagen für Vermutungen bzw. Hypothesen, die in weiteren Studien vertieft untersucht werden müssen.

Weiter im Text

Zutavern, Michael; Brühwiler, Christian: «Selbstreguliertes Lernen als fächerübergreifende Kompetenz». In: Bundesamt für Statistik (BFS); Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK). Für das Leben gerüstet? Die Grundkompetenzen der Jugendlichen – Nationaler Bericht der Erhebung PISA 2000. Neuenburg; Bern: BFS; EDK, 2002, S. 64–89.

Weiter im Netz

www.skbf-csre.ch

Insbesondere die Fähigkeit, das eigene Lernen zu steuern, erweist sich als Merkmal guter Leserinnen und Leser.

Idealistisches Ziel

«Umbau der Einschulung», BILDUNG SCHWEIZ 17/2002

Ich sende Ihnen die Zusammenfassung eines Gesprächs, das ich in Holland führen konnte. Dr. C. G. Th. Vernooij ist Dozent am Institut für Unterrichtsentwicklung in Amersfoort. Das Konzept der Basisstufe, das im Kanton Bern in Planung ist, wurde ihm in den Grundzügen vorgestellt und er wurde gebeten, dazu Stellung zu nehmen.

Auch Holland wollte in den 80er-Jahren den Kindergarten und die Schule enger zusammenschliessen. Spiel- und Lernkultur sollten sich einander annähern. Die Kindergartenkassen wurden in die Schulhäuser integriert. Diese erste Schulstufe für die 4- bis 12-Jährigen wurde Basisschule genannt. Im Gegensatz zum Basisstufenkonzept des Kantons Bern war darin nicht vorgesehen, die ersten vier Jahrgänge altersgemischt zu unterrichten.

Fliessende Übergänge sind ein idealistisches Ziel, das in der Praxis schwierig umzusetzen ist. Die Integration der Kindergärten in die Schulhäuser vereinfacht die punktuelle Zusammenarbeit der beiden Stufen, garantiert sie aber nicht. Der halbjährige Übertritt, wie er für die Basisstufe vorgeschlagen wird, wurde in Holland ausprobiert. Er hat sich nicht durchgesetzt, weil der organisatorische Aufwand zu gross war.

Vier Jahrgänge gemeinsam zu unterrichten, ist für G. Vernooij ein schwieriges Unterfangen. Das Klassenmanagement nimmt viel Zeit und Energie der Lehrkraft in Anspruch und stellt hohe Anforderungen an diese. Er weist auf die Gefahr hin, dass darunter der direkte Unterricht und die Beziehung der Lehrkraft zum einzelnen Kind leiden könnten. Gerade sehr junge Kinder und «Risikokinder» brauchen zusätzliche Aufmerksamkeit der Lehrkraft. In altersgemischten Klassen sind die jüngeren Kinder oft benachteiligt, weil sie nicht die nötige Zuwendung erhalten.

Dass das Kind im Kindergarten- und Unterstufenalter selbstbestimmt und selbstständig gezielt lernt, ist für G. Vernooij eine zu idealistische Vorstellung. Das Kind, vor allem das Risikokind, braucht dazu die Bezugsperson. G. Vernooij: «Unterrichtsentwicklung wird immer von Menschen der Mittelschicht gemacht. So ist auch das Konzept der Basisstufe ein Konzept für die starken Kinder.»

Derart tiefgreifende Reformen müssen zwingend in wissenschaftlich kontrol-

lierten Modellen, die repräsentativ sind, erprobt und ausgewertet werden. Sonst werden die Kinder, vor allem die schwächeren, zu Opfern der Reform.

Annebeth Grossen-Gasser, Kindergärtnerin in Burgdorf (Text gekürzt)

Chancengerechtigkeit

«Chancengleichheit ja – aber wie?», BILDUNG SCHWEIZ 16/2002

Auch unser Team hat sich mit der CD der Sendung «Kontext» beschäftigt. Die Botschaft der Pädagogikprofessorin Frau Cristina Allemann-Ghionda kam bei uns ganz anders an. Wir hörten, dass Frau Allemann die Einrichtung von Aufgabenhilfen und Betreuungsangeboten im Schulhaus empfiehlt. Dort könnte jedes Kind seine Aufgaben in einer ruhigen Umgebung mit entsprechender Unterstützung lösen. Die sehr unterschiedlichen Bedingungen in den verschiedenen Elternhäusern würden so weniger ins Gewicht fallen. Der Chancengerechtigkeit wären wir einen Schritt näher. Wir finden es sehr schade, wenn die durchdachten Ausführungen von Frau Allemann-Ghionda auf die irreführende Aussage «Verzicht auf Hausaufgaben» reduziert werden.

Gabriella Gianotti Tscherne, Schulleiterin, Rorschach

Warum ein Mann?

Editorial, BILDUNG SCHWEIZ 17/2002

Ich beziehe mich auf das Vorwort von BILDUNG SCHWEIZ Nr. 17 und habe zwei Fragen dazu, die Sie mir und einer weiteren Leserschaft sicher beantworten können.

1. Wie kommen Sie bei dieser unangenehm protestierenden Person auf einen Mann? Leider geht das aus Ihrem Text nicht hervor.

2. Haben Sie eine Vorstellung, wie diese Person mit den SchülerInnen umgeht? Ich nehme an, dass Sie an einen schlechten Umgang denken.

Beat Gerber, Uetendorf

In der Tat ist es schwer zu begründen, weshalb nicht eine Frau für die Rücksendungen ohne Absender in Frage kommen soll. Die Verbindung von systematischem Vorgehen, Hartnäckigkeit und Anonymität erweckte bei mir den Eindruck, da führe jemand eine Art «Krieg», was erfahrungsgemäss eher Männersache ist. Im Übrigen vermutet der Leserbriefschreiber richtig. hw.

Impressum

BILDUNG SCHWEIZ erscheint monatlich
BILDUNG SCHWEIZ thema erscheint zweimonatlich
BILDUNG SCHWEIZ-Stellenanzeiger erscheint in allen Ausgaben sowie nach Bedarf separat;
147. Jahrgang der Schweizer Lehrerinnen- und Lehrerzeitung (SLZ)

Herausgeber/Verlag

Dachverband Schweizer Lehrerinnen und Lehrer (LCH)

• Beat W. Zemp, Zentralpräsident, Erlistrasse 7, 4402 Frenkendorf

E-Mail: bwzemp@datacomm.ch

• Urs Schildknecht, Zentralsekretär

E-Mail: schildknecht@lch.ch

• Anton Strittmatter, Leiter Pädagogische Arbeitsstelle LCH, Jakob-Stämpflistr. 6, 2504 Biel-Bienne

E-Mail: a.strittmatter@mail.tic.ch

Zentralsekretariat/Redaktion:

Ringstrasse 54, Postfach 189, 8057 Zürich

Telefon 01 315 54 54 (Mo bis Do 8.00 bis 9.00 und 13.00 bis 17.00 Uhr, Fr bis 16.30 Uhr)

Fax 01 311 83 15, E-Mail: lchadmin@lch.ch

Redaktion

• Heinz Weber (hw.), Verantwortlicher Redaktor

E-Mail: bildungschweiz@lch.ch

• Peter Waeger (wae), Grafik/Layout

E-Mail: lchlayout@lch.ch

Ständige Mitarbeit

Madlen Blösch (mbl.), Doris Fischer (dfm.),

Thomas Gerber (ght.), Ute Ruf, Martin Schröter (ms.), Pia Wermelinger (pia), Adrian Zeller (aze.)

Internet

www.lch.ch

www.bildungschweiz.ch

Alle Rechte vorbehalten.

Abonnemente/Adressänderungen

Zentralsekretariat LCH, Postfach 189, 8057 Zürich,

Telefon 01 315 54 54, E-Mail: lchadress@lch.ch

Für Aktivmitglieder des LCH ist das Abonnement

von BILDUNG SCHWEIZ inklusive BILDUNG SCHWEIZ thema im Verbandsbeitrag enthalten.

	Schweiz	Ausland
Jahresabonnement	Fr. 95.50	Fr. 162.–
Studierende	Fr. 67.50	

Einzelexemplare: Fr. 12.–
jeweils zuz. Porto/Mwst.
(ab 5 Exemplaren halber Preis)

Dienstleistungen

Bestellungen/Administration: Zentralsekretariat LCH

E-Mail: lchadress@lch.ch

LCH-Dienstleistungen/Reisedienst: Martin Schröter

E-Mail: lchadmin@lch.ch

Inserate/Druck

Inserate: Kretz AG,

Zürichsee Zeitschriftenverlag, 8712 Stäfa

Telefon 01 928 56 09, Fax 01 928 56 00

Postcheckkonto 80-3-148

Anzeigenverkauf: Martin Traber

E-Mail: mtraber@kretzag.ch

Druck: Zürichsee Druckereien AG, 8712 Stäfa

ISSN 1424-6880

Heisse Astern

Ute Ruf

BILDUNG SCHWEIZ demnächst

• Weiter bilden & kommen

Wie muss eine professionelle, wirkungsvolle Weiterbildung aussehen, die den Lehrpersonen und den Schulen zu gute kommt? Der LCH veröffentlicht ein Positionspapier mit dem Titel «Fünf Brennpunkte der Weiterbildung». Darin fordert der Dachverband eine Ausrüstung aller Schulen mit Mitteln für ein eigenständiges Weiterbildungskonzept.

• Rio im Klassenzimmer

«Nachhaltige Entwicklung» – 1992 in Rio postuliert, letzten Sommer in Johannesburg bekräftigt – setzt nicht zuletzt auf die Kraft von Bildung und Aufklärung. Doch was kann die Schule wirklich leisten? Und hat die «Nachhaltigkeit» überhaupt Platz in ihrem Kernauftrag. Ein nationaler Bildungskongress in Bern (mitgetragen vom LCH) sucht Antworten.



Foto: Greenpeace «Schule für den Wald»

• Vergebliche Liebesmüh?

Das Interesse für Umweltfragen bei Kindern und Jugendlichen habe abgenommen, klagen engagierte Lehrerinnen und Lehrer. Eine wissenschaftliche Studie hat überprüft, was von Öko-Lektionen hängen bleibt.

Die nächste Ausgabe erscheint am 10. Dezember.

Du kommst also morgens ins Büro, läufst direkt, ohne ein einziges Mal aufgehalten zu werden, zu deinem Platz, wirfst den Compi an und den Fax, erledigst, was anfällt, und um fünf schaltest du ab und gehst nach Hause, um dort nochmal abzuschalten. Hast dich die ganze Zeit kein einziges Mal genervt. Das sei besser als mein Päda-Maso-Trip. Behauptest du.

Ganz klar, dass es bei uns im Klassenzimmer mehr zu nerven gibt als im Büro. Völlig einverstanden, dass da öfter ein Ärgernis auftaucht entweder in Form eines Streits mit Haarausreissen oder in Form eines reklamierenden Elternteils oder auch in Form einer, zwei oder drei unerledigter Verbesserungen oder vier oder fünf vergessener Hausaufgaben, dazu eventuell einem extremen Schimpfwort mit Revanche.

Aber sag mal, hörst du von Bürokollegen Komplimente der farbigen Sorte wie ich bei einem neuen Blazer: «Ein Papagei würde gerne auf deinen Schultern landen. Sie sind so schön breit.» Eben nicht.

Oder traust du einem dieser Anzugsmäuseriche zu, dass sie immer einen Keks für dich im Sack haben?

Und sei ehrlich, glaubst du, dass es heutzutage noch Männer gibt, die sehr viel Zeit aufwänden, um ihre Zuneigung schriftlich zu fixieren wie mein Karim mit «Ik habed ik LIBSOLIB.»

Oder glaubst du, dass es ein Büro gibt, wo, wenn du mal die langen Ohrhinge anlegst, gleich dein ganzes Kollegium um den Schreibtisch hüpf und ruft: «Sie isch die Schönscht!»

Und hast du mal einen Durchhänger und gähnst ein bisschen vor dich hin – wo gibt es das in einem Büro, dass jemand kommt und dir ein Plüsch-Nilpferd auf den Schreibtisch setzt «damit dir's nicht so langweilig ist».

Nicht zu vergessen die interessanten Montagmorgen, wo wirklich Wichtiges berichtet wird. Dass der Hund zweimal gekörbelt hat, oder dass der Papi Streit angefangen hat, als Mami sagte, sie sei für Bayern München.

Natürlich würden auch deine Bürokollegen dich herzlich empfangen, wenn du nach eintägiger krankheitsbedingter Abwesenheit wieder erscheinst. Aber sie würden bestimmt nicht Spalier stehen, oben die Hände zum Tor verbunden.

Und was besser ist als ein Ton-in-Ton-Blumenstraus von den adretten Netten aus deinem Grossraumbüro, das ist doch ein heisses Asternsträusschen, heiss die Stiele, von Kinderhänden so lange festgehalten. Wenn du Glück hast, ist noch 'ne abgerissener Geranie dabei.